Mariane.

Roman in zwei Bänden

von

Jules Sandeau

Verfasser der Madame de Sommerville

frei aus dem Französischen übersetzt

von

Lida Müller.

Zweiter Band.

Nürnberg

Verlag von Friedrich Napoleon Campe.

1839.

Wd

Campescher Druck.

I.

Ich kenne auf Erden keinen größern Schmerz, als den der verschmähten Liebe. Frau von Belnave sollte ihn in seinem ganzen Umfange kennen lernen, den Kelch des Leidens bis auf die Hefen leeren.

Von der treuen Mariette begleitet, die nicht von ihr lassen wollte, reiste Mariane nach einigen Tagen ab, um sich nach den Küsten der Bretagne zu wenden. Man hatte ihr oft von jenen melancholischen Gegenden gesprochen; die ewige Klage des Oceans erregte ihre Sympathie.

Henry begleitete sie bis zum Wagen; er wollte zum Abschied ihre Hände küssen, doch sie drückte ihn ans Herz.

«Theures Kind,» rief sie gerührt, «Sie sind so gütig für die arme Verlassene gewesen!»

«Wir sehen uns bald wieder,» antwortete Henry.

«Bald!» wiederholte Mariane, zweifelnd den Kopf schüttelnd. «Sie sind zu jung, um mir in die Einsamkeit zu folgen.»

Die Pferde gingen rasch davon. Frau von Belnave neigte sich aus dem Wagen, um Henry ein letztes Lebewohl zuzusenden. Er stand noch auf dem=

selben Platz, den finstern Blick auf den davoneilenden Wagen gerichtet.

Konnte es wohl ein unglücklicheres Wesen geben! Kaum sollte man es glauben, und dennoch hatte Mariane bis zu diesem Augenblick an ihrem Mißgeschick gezweifelt. Diese Abreise war ein letzter Versuch, eine letzte Prüfung, um das Herz des Undankbaren, der sie verstieß, kennen zu lernen. Sie hatte noch im Geheimen an seiner Grausamkeit gezweifelt; wie der Verurtheilte am Fuße des Gerichtes, hatte sie noch auf Gnade gehofft. Ihre Augen suchten Bussy unter den Abreisenden, so lange der Wagen noch auf dem Pflaster von Paris rollte, glaubte sie jeden Augenblick George den Pferden in die Zügel fallen zu sehen, um sie im Triumph zurückzuführen.

Doch als sie die Barriere hinter sich hatte, das Geräusch der großen Stadt allmählig verstummte, der Horizont sich vor ihr erweiterte, sank sie kraftlos in den Wagen zurück, drückte das Taschentuch vor die Augen und zerfloß in Thränen. Nun war alles geendigt; und dennoch, wenn eine Postchaise rasch vorbeiflog, warum warf sie einen forschenden Blick hinein? Warum leuchtete ihr Auge von einem Strahl thörichter Hoffnung?

An der Küste der Bretagne liegt ein Dörfchen, genannt St. Marie; es besteht aus einer ländlichen Kirche und einigen armen Fischerhütten. Alle Bewohner leben von den Erzeugnissen des Meeres. Pornic

ist die nächste Stadt, jedoch mehr ein Flecken, der nur während der Bade-Saison einiges Leben erhält. Der Anblick der Ufer ist öde und traurig, die Felder sind kahl und unfruchtbar, magere Heerden weiden auf dünnen Rasenplätzen; der Strand ist von steilen, düstern Felsen umgeben, man hört nur das Brausen des Meeres. Von einer Seite erblickt man den Ocean, bald ruhig und spiegelglatt, bald stürmisch und hohe Wogen daherwälzend; von der andern Seite sieht man ein ödes, unfruchtbares Land, mit steinigem, von Heidekraut bedecktem Boden. Manchmal schimmern weiße Seegel am Horizont, die Seemöve berührt mit ihren langen Flügeln die Wellen, und ein beladenes Maulthier geht langsam am Ufer entlang.

Der Zufall führte Frau von Belnave in diese Gegend; ihr Kummer fand an diesem Ort eine Heimath. Es giebt Gemüther, für die der Gram nur ein Vorwand ist, um Zerstreuungen suchen zu dürfen, sie bedürfen zu ihrer Traurigkeit anmuthige Ufer, eine von der Natur begünstigte Gegend. Sie gehen, ihre Seufzer in den Orangehainen Genua's auszuhauchen; dies sind schwache, weichliche Seelen. Frau von Belnave, entschlossen in diesem armseligen Dörfchen zu bleiben, fand bald für sich und Marietten ein Asyl bei einer Frau, deren Mann und Sohn auf einer langen Seereise begriffen waren. Mariane richtete sich in der Stube des Sohnes ein; das Lager

war hart, die Meubles schwerfällig, Decke und Wände mit weißem Kalk überstrichen. Doch was kümmerte dies Marianen! Sie suchte ja nur ein Grab.

Ihr Kummer war ihr zur Gewohnheit geworden, sie schärfte ihren Schmerz, indem sie sich einer glücklichen Vergangenheit erinnerte. Wenn sie am Ufer des Meeres wandelte, glaubte sie theilnehmende Stimmen zu vernehmen, die mit ihr klagten. Wenn die Wogen sich wüthend, gleich Rossen mit weißen Mähnen, erhoben und gegen die Felsen schäumten, stand Mariane bleich mit fliegendem Haar am Strande und mischte ihre Seufzer mit dem Toben des Orkans. «Du bist gequält wie ich!» rief sie der Welle entgegen: «So liebe ich dich!» — Sie litt es mit finsterer Freude, daß der Wind ihr den eisigen Schaum ins Gesicht trieb, und glaubte den letzten Kuß eines Verzweifelnden zu empfangen.

Wenn dagegen das Meer im Widerschein der Abendsonne schimmerte, streckte sich Mariane auf den Sand am Ufer, horchte auf das Murmeln der Woge und überließ sich den Träumen eines vergangenen Glückes, sie folgte den Segeln, die am Horizont dahingleiteten, gleich Schatten ihrer Vergangenheit. Sie sprach zu dem Meer von ihren verlorenen Freuden und der verschwundenen Glückseligkeit.

So verlebte sie ihre Tage, und des Nachts stand sie oft am Fenster und betrachtete die vom Mond beleuchtete Landschaft. Der fortwährende Anblick des

Oceans, vereinigt mit ihrem nagenden Gram, übte zuletzt auf Frau von Belnave eine seltsame Macht aus. Manchmal, wenn sie, am Ufer sitzend, den Blick auf das Meer heftete, fühlte sie sich so unwiderstehlich von den Wellen angezogen, daß sie sich an die Felsen klammern mußte, um nicht dieser magnetischen Kraft nachzugeben.

Dann glaubte sie beruhigende Stimmen aus den Wellen zu hören. «Komm, wir wollen mit Dir weinen,» riefen diese sanften Stimmen, «wir klagen ewig, wie Du. Was willst Du auf der Erde? Sie grünt und blüht; doch wir seufzen immer. Wir haben klare, thränenfeuchte Grotten, dort wirst Du Trost und Linderung für Deinen Gram finden. Folge der Welle, die eben zu Dir ans Ufer kommt, sie ist sanft und mitleidig; siehst Du nicht, wie sie Dir die Arme entgegenbreitet?»

Die Welle kam, Marianens Füße zu benetzen, zog sich zurück, kehrte wieder, und schien sie einzuladen. Starr und unbeweglich folgte ihr Mariane mit glühendem Auge.

«Komm,» wiederholten die geisterhaften Stimmen, «was willst Du auf der Erde? Sie ist theilnahmlos für Deinen Kummer. Komm, folge uns!»

Die Idee des Selbstmordes wurzelte immer fester im Geiste der Verlassenen; vergeblich suchte sie diesen Entschluß zurückzuweisen, das Meer schien sie unaufhörlich dazu aufzufordern. Was erwartete sie auch

vom Leben? Was konnte ihr die Welt als Ersatz eines verlornen Lebensglückes bieten? Indessen war dieser Entschluß noch nicht zur Reife gekommen, und die Gewißheit, jeden Augenblick ihr Leben endigen zu können, brachte etwas Ruhe in ihre Seele; ihre Thränen flossen weniger häufig. Bald gewöhnte sie sich daran, die See wie eine Freundin zu betrachten, der sie ihr Leid klagen durfte. Sie wollte sich langsam von ihrem Gram verzehren lassen, um von dem Undankbaren, der ihr Leben vergiftet, eine Thräne des Mitleids zu erhalten.

Frau von Belnave beschäftigte sich nun ernstlich mit ihren letzten Verfügungen. Bevor sie Paris verlassen, hatte sie ihrer Schwester geschrieben, daß sie eine weite Reise machen wolle; sie sagte Noëmi ein ewiges Lebewohl. Dann schrieb sie auch ihrem Gatten einige Abschiedsworte; Valtone wurde auch nicht vergessen. Sie sicherte Mariettens Zukunft, und vermachte Herrn von Belnave ihr ganzes Vermögen. In diesen Briefen sprach sich keine fruchtlose, zu späte Reue aus, sie wollte ihr Geschick muthig ertragen; und trotz ihrer traurigen Erfahrung blieb ihr die feste Ueberzeugung, daß ohne Liebe kein wahres Glück auf Erden zu finden sey.

Dann schrieb sie an Bussy, verzieh ihm alle Kränkungen, die er ihr zugefügt, und dann erst dachte sie an Henry. Seit ihrer Abreise von Paris dachte sie zum ersten Mal seiner, die Undankbare! Sie hatte

bis jetzt nur Sinn für ihren Schmerz gehabt; jetzt erinnerte sie sich unwillkührlich des interessanten jungen Mannes, der sie sanft in den Stunden der Verzweiflung getröstet; vielleicht errieth sie, was in ihm vorgegangen war? Sie dachte seufzend an Henry's Jugend und Unerfahrenheit, und schrieb ihm einen Brief voll Warnungen und wahrhaft mütterlicher Lehren; der Name George wiederholte sich darin so oft, daß man dadurch deutlich den Zustand ihres Herzens wahrnehmen konnte. Alle diese Briefe sollten erst nach Marianens Tode an den Ort ihrer Bestimmung kommen.

Als diese Pflichten erfüllt waren, fühlte sie sich ruhiger und brachte ihre Tage auf einsamen Spaziergängen zu. Mariette, welche ihre Herrin so gefaßt und resignirt sah, folgte ihr nicht mehr, wie in der ersten Zeit. Mariane ging daher allein früh Morgens aus und kam erst mit einbrechender Nacht zurück; man war in der ganzen Gegend mit ihrem Anblick vertraut, Niemand belästigte sie mit neugierigen Fragen. Man zeigt in St. Marie noch heute den Felsen, wo sie täglich stundenlang saß, den starren Blick auf den fernen Horizont gerichtet, als wolle sie dort die Ankunft eines erwarteten Schiffes erspähen. Oft sah man sie auf gefährlichen Stellen, welche das Meer während der Ebbe trocken ließ; mehr als einmal mußte der Küstenwächter bei Annahen der Fluth sie mit Gewalt fortziehen. Sie liebte die ge-

fährlichen Unternehmungen und kannte keine Furcht, da ihr das Leben zur Last war.

Acht Tage waren seit der Erscheinung Marianens in St. Marie vergangen, als an einem stürmischen Abend ein Reisender in Pornic im Gasthof zum weißen Schwan einkehrte. Der Mantel hing unordentlich um seine Schultern, der Rand seines Hutes, vom Regen durchweicht, verbarg die Hälfte seines Gesichtes, sein Pferd stand rauchend und mit Schweiß bedeckt vor der Thür. Der Gasthof zum weißen Schwan ist der Versammlungsort der Matrosen, welche dort die Abende mit Trinken und Rauchen zubringen. Der Reisende warf nachläßig Hut und Mantel auf den Tisch und sank ermattet auf einen Lehnstuhl neben dem Kamin. Sein jugendliches, leidendes Ansehn zog aller Blicke auf ihn, doch waren die Matrosen an jenem Abend mit zu wichtigen Dingen beschäftigt, um lange auf ihn achten zu können, und nachdem man dem Fremden eine Pfeife und ein Glas Grog angeboten, wurde die Unterhaltung wieder fortgesetzt.

Es handelte sich von der Chaluppe des Capitains Martin, der am Abend vorher mit dem Versprechen nach Noirmoutiers gegangen war, am folgenden Tage von dort wieder abzureisen und an demselben Tage nach Pornic zurückzukehren. Wenn das Meer ruhig und der Wind günstig ist, kann man diese Fahrt in einigen Stunden zurücklegen; doch das plötzlich her-

eingebrochene Unwetter ließ für die Chaluppe des Capitains das Schlimmste fürchten. Lebhafte Unruhe malte sich auf allen Gesichtern, man erinnerte sich ähnlicher Unfälle und flüsterte sich ängstliche Ahnungen zu.

Diese Unruhe wurde in die größte Freude verwandelt, als der Capitain Martin in Begleitung zweier Matrosen eintrat. Ein heftiger Windstoß hatte das schwache Fahrzeug auf den Strand geworfen. Diese Begebenheit grenzte an Wunder und wurde mit vielem Jubel gefeiert; der Grog floß in Strömen, und alle Matrosen tranken zu Ehren der hülfreichen Mutter Gottes, der Schutzpatronin der Seefahrer.

Der Reisende allein nahm keinen Theil an der allgemeinen Freude. Finster und schweigend, den Kopf in die Hand gestützt, beantwortete er kaum die an ihn gerichteten Fragen; er schien zart wie ein junges Mädchen, sein schlanker Körper war von Leiden gebeugt, und die Feinheit seiner Züge, so wie die Weiße seiner Stirn, halb von den feuchten blonden Locken verschleiert, standen im grellsten Gegensatz mit den braunen Gesichtern der Seeleute.

Er hatte seine nachdenkende Stellung noch nicht verändert, als er, durch einige Worte betroffen, schnell den Kopf erhob, die Haare von der Stirn strich und einen fragenden Blick auf den erzählenden Capitain richtete. Dieser erzählte, während des Sturmes eine elegant gekleidete Frau bemerkt zu haben, die mit flie-

gendem Haar auf dem Felsen gesessen und trotz des Regens dort geblieben war. Wer konnte diese Frau seyn? Ein reisender Bücherverkäufer, der sie am Tage zuvor bei den Klippen am Strande gesehen hatte, behauptete, daß sie St. Marie bewohne und man dort allgemein sie für wahnsinnig halte, doch fügte er hinzu, daß sie jung und schön sey.

«Wahnsinnig aus Liebe,» sagte mitleidig ein junges Mädchen, die großen schwarzen Augen auf den Fremden richtend.

«Was ist das, St. Marie?» fragte lebhaft der junge Unbekannte.

«St. Marie, lieber Herr?» antwortete einer der Matrosen: «es ist ein Dorf an der Küste, nicht weit von hier.»

«Wie weit ist es?»

«Ungefähr zwanzig Minuten Weges.»

«Gut!» sagte der Reisende, stand auf, nahm seinen Mantel, und ließ sich ein Zimmer geben.

Am folgenden Morgen, bei Tagesanbruch, wählte er den Fußsteig, der nach St. Marie führte, dann kehrte er nach der Stadt zurück und suchte eine kleine Wohnung in einem Privathause. Es giebt wenig Gebäude in Pornic, die nicht einige Zimmer für die Badezeit in Bereitschaft haben; da es Winter war, fand der Fremde bald, was er suchte, indem alle Wohnungen leer standen. Wer war dieser Reisende?

Man konnte es im Orte nicht erfahren, und sprach viel von seiner finstern Laune und seinem seltsamen Benehmen. Er lebte still und eingezogen, wies alle Einladungen zurück und erwiederte jede Annäherung durch kalte Zurückhaltung. Alle Morgen ging er bei Tagesanbruch in seinen Mantel gehüllt aus, kam zur Zeit des Mittagessens zurück, aß hastig einige Bissen und entfernte sich von neuem, um erst spät in der Nacht zurückzukehren. Bald hatte man bemerkt, daß er immer denselben Weg nahm, was die Verwunderung der guten Einwohner von Pornic noch erhöhte.

Man war in den letzten Tagen des Winters. Eines Morgens fühlte sich Frau von Belnave beim Erwachen von lauer Frühlingsluft angeweht; die Lerche sang in den Lüften, die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt. Mariane blieb den ganzen Tag über im Zimmer, niemals hatte sie sich so traurig gefühlt, nie hatte ihre Verzweiflung einen so düstern Charakter angenommen. Sie warf sich auf das Bett und zerfloß in Thränen, zwanzigmal rief sie den Tod herbei und verwünschte ihr freudenleeres Daseyn; doch der Schmerz tödtet selten, und scheint sogar dem menschlichen Herzen ein neues Daseyn zu verleihen.

Der Abend fand sie ruhiger, nach einigen Stunden unruhigen Schlummers erwachte sie traurig und muthlos; indem sie das Fenster öffnete, ging der Mond anf und übergoß den Horizont mit seinem Silberlicht. Mariane eilte hinaus und setzte sich auf

einen mit Moos bedeckten Felsen. Die Nacht war still und heiter, der Mond spiegelte sich in den gekräuselten Wellen; die feierliche Stille der Natur stimmte Marianens Herz weicher und erweckte in ihr die Sehnsucht nach einer bessern Welt. Der Aufruhr in ihrer Seele schwieg und machte einer sanften Schwermuth Platz.

Sie blieb lange in ernste Betrachtung verloren; Mariette hatte sie nicht ausgehen sehen, und glaubte sie längst schlafend. Alles im Dorfe war in festem Schlaf versunken, Frau von Belnave allein wachte. Sie saß noch immer auf demselben Platz, als sich ein schweres Unwetter zusammenzog. Der Mond verbarg sich hinter dichten Wolkenmassen, die Wellen gingen höher und benetzten den Felsen, der Marianen zum Sitz diente. Niemals hatten ihr die Wogen so lockend geschienen, sie öffneten die Arme, sie zu empfangen, sie riefen ihr mit schmeichelnden Tönen zu, die Erde zu verlassen und sich ihnen anzuvertrauen; ihre feuchten Lippen küßten schon Marianens Füße, eine riesenhohe Welle stürzte jetzt gleich einer Hyäne auf die arme Verlassene zu und umhüllte sie mit ihrem nassen Schleier. Mariane stieß einen Schrei aus und suchte sich vor dieser schrecklichen Liebkosung zu retten; doch die Wogen benetzten ihr bleiches Gesicht und rissen sie hinab. Mariane glaubte sich verloren, als sie sich von zwei Armen umfaßt und auf das Ufer gelegt fühlte.

Nach einigen Augenblicken kehrte sie zum Bewußtseyn zurück, ihre Kleider waren durchnäßt, sie legte die Hand an die Stirn, als wolle sie ihre Gedanken sammeln, erhob den Blick, ihr Auge fiel auf — Henry, der sie liebevoll betrachtete.

II.

Am Abend desselben Tages gingen Beide an der Küste spazieren. Frau von Belnave lehnte sich auf den Arm des jungen Mannes.

«Sie sind mir also in meine traurige Verbannung gefolgt, unsichtbarer Engel meines Geschickes!» sagte sie: «Sie waren mir nahe, ohne meine Einsamkeit zu stören, und wachten stündlich über mein Leben? Wie haben Sie meinen Aufenthalt entdeckt? Wie haben Sie mir Ihre Gegenwart verbergen können?»

«Es war mir leicht, Ihre Spur zu finden, und noch leichter, mich Ihren Blicken zu entziehen,» fügte er mit traurigem Lächeln hinzu, «denn Sie suchten mich nicht.»

«Sie waren täglich, stündlich in meiner Nähe!» wiederholte Frau von Belnave mit Erstaunen.

«Glaubten Sie denn, ich würde Sie allein, ohne Theilnahme reisen lassen?» fragte Henry mit sanftem Vorwurf. «Haben Sie die schönen Tage vergessen, wo Sie mir alle Pläne der Zukunft vertrauten? Habe ich nicht mehr das Glück, Ihren Kummer thei-

len zu dürfen? Ja, ich war in Ihrer Nähe, denn ich fürchtete, Sie würden Ihrem Leben ein Ende machen. Hofften Sie nicht, mich an den Küsten der Bretagne wiederzufinden?»

«Ich hoffte nur auf den Tod; und so angenehm Ihre Gegenwart auch meinem Herzen ist, ich hätte Ihr großmüthiges Opfer nicht angenommen.»

«Beruhigen Sie sich,» antwortete der junge Mann, «ich bin Ihnen bis jetzt kein lästiger Gefährte gewesen, und will es auch ferner nicht seyn. Sie sollen mich nicht sehen; nur wenn die Einsamkeit Ihnen zu traurig scheint, rufen Sie mich, Mariane, ich werde kommen. Bin ich nicht mehr Ihr Freund und Bruder?»

«Immer, immer!» rief Frau von Belnave bewegt, Henry's Arm an das Herz drückend.

«Giebt es nicht Stunden, wo die Einsamkeit Ihnen unerträglich scheint? Augenblicke der Traurigkeit und des Ueberdrusses, wo Ihr Herz sich nach Mittheilung sehnt? Lassen Sie mich das Echo Ihrer Schmerzen seyn.»

«Ja, Sie hätten mich verstanden!» rief Mariane schmerzlich. «Ja, theurer Freund,» fügte sie hinzu, «es giebt Stunden, wo die Einsamkeit mit bleierner Schwere auf mir lastet, wo ich den Wellen und Winden mein Leid klage, und mein Schmerz an Wahnsinn grenzt. Ihre Gegenwart würde mir dann wohlthuend seyn. Doch Sie müssen fort, Henry,

ich will es. Was Sie für mich gethan haben, wird Ihnen einst dort oben vergolten; doch darf ich ein so großmüthiges Opfer nicht länger annehmen. Reisen Sie.»

«Ich habe Ihnen nichts geopfert.»

«Ihre Studien, Ihre Vergnügungen.»

«Meine Studien sind fast vollendet, die Vergnügungen haben keinen Reiz für mich.»

«Und wie kann ich Ihren Edelmuth erwiedern, was Ihnen dafür als Ersatz bieten?»

«Ich verlange nur das Recht, mit Ihnen leiden zu dürfen.»

«Ach, meine Thränen haben Sie nicht ermüdet?»

«Nein,» sagte Henry, «ich will sie trocknen.»

«Warum haben Sie mich gerettet!» rief Mariane schmerzlich, den Arm ihres Begleiters loslassend: «Warum haben Sie mich dem Tode entrissen! Ohne Ihr grausames Mitleiden würde ich jetzt im Grabe ruhen. Was soll ich hienieden? Ich erwarte nichts mehr vom Leben.»

«Ich habe George vor meiner Abreise gesehn,» sagte der junge Mann mit finsterm Blick.

«Sie haben ihn gesehn?» rief Mariane lebhaft, seinen Arm ergreifend: «Nun, Henry, wie fanden Sie ihn? Bereute er seine Härte? Beklagte er meine Abwesenheit? O, sprechen Sie! Hatte er nicht Mitleid mit seinem Opfer? Fürchtete er nicht, daß ich mein Leben endige? Hat er Ihnen nicht einen freund-

lichen Gruß für mich aufgetragen? Kein Wort der Zärtlichkeit? Schickt er Sie vielleicht? Sagen Sie, Henry, weiß er wenigstens, wie unendlich er geliebt wurde? Weiß George, daß er meine erste und einzige Liebe war?»

Sie kamen unter diesem Gespräch an den Fußsteig, der nach Pornic führte; sie befanden sich vor dem alten Thurm in der Nähe der Stadt. In diesem gothischen Thurme hatte Henry ein Zimmer gemiethet, das ihm der schönen Aussicht wegen zusagte. Frau von Belnave hatte Lust es zu sehen. Sie gingen über die Zugbrücke und traten in das antike Gebäude. Henry ergriff die Lampe, welche er am Fuße der Treppe fand, und Beide stiegen die steinernen Stufen hinan. Henry's Wohnung war höchst einfach, ein niederes, dürftiges Lager, ein hölzerner Tisch und zwei Stühle machten sein ganzes Mobiliar aus, einige Bücher, Papier und Federn bedeckten den Tisch.

«Wie?» sagte Mariane, einen trüben Blick auf die kahlen Wände werfend, «hier brachten Sie die langen Winternächte zu? Diese Aufopferung drückt mich nieder.»

«Beklagen Sie mich nicht,» antwortete der junge Mann, «der Palast eines Königs kann nicht mehr Pracht und Glanz enthalten.»

Bei diesen Worten öffnete er das Fenster, und Beide betrachteten das schönste Schauspiel, welches sich

dem menschlichen Auge darbieten kann. Der Mond versteckte sich halb hinter Wolken, man hörte nur das leise Gemurmel der Wellen und das Säuseln des Abendwindes.

III.

Frau von Belnave bestand ernstlich darauf, Henry nach Paris zurückzusenden. Doch bald gewöhnte sie sich, ihrer unbewußt, an seine Gegenwart, sie hätte nicht ohne bittern Schmerz dem Glück entsagen mögen, ihn täglich zu sehen und seine sanften Tröstungen zu hören. Es gab kein reineres, uneigennützigeres Gefühl, als die Anbetung, welche der junge Mann für Frau von Belnave hegte. Sie fragte sich nicht, ob der stete Umgang mit ihr der Ruhe Henry's nicht nachtheilig seyn könne, und gab sich ohne Furcht dem Reiz der Gegenwart hin; denn sie fühlte die Kraft, ihm ein gleiches Opfer bringen zu können.

Ihre Lebensweise war ernst, gleich der Gegend, von der sie umgeben waren. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang ging Henry nach St. Marie; fast immer fand er schon Marianen am Strande seiner harrend. Sobald er erschien, rief sie ihm, lehnte sich auf seinen Arm, und Beide gingen am Ufer des Meeres auf und nieder. Der Frühling nahte, ein milder Athem belebte die Natur, weiße und rothe

Blümchen drangen aus den Felsspalten, die Sonne erwärmte zur Mittagsstunde den Ufersand. Sie gingen neben einander und sprachen von vergangenen Freuden und Leiden; er wurde nicht müde sie zu trösten, entrollte vor ihrem Blick ein heiteres Gemälde der Zukunft, und wußte ihren Kummer auf geschickte Art zu lindern. So gingen Beide langsam auf und ab, und sogen die milde Frühlingsluft in langen Zügen ein. Wenn die heißen Strahlen der Mittagssonne Marianens Kräfte erschöpften, setzten sie sich in eine kühle, schattige Grotte, die von der Natur in den Felsen gehöhlt und mit Seepflanzen ausgeschmückt war. Dort brachten sie ganze Stunden in Schweigen verloren zu, Mariane, den träumerischen Blick auf die funkelnden Wellen geheftet, Henry, seine Gefährtin mit Sehnsucht und Liebe betrachtend.

Die Gesundheit der Frau von Belnave besserte sich zusehends, das Leben erschien ihr nicht mehr wie eine drückende Last, und sie hatte ihre finstern Pläne fast ganz aufgegeben; obgleich sie noch mitunter auf Henry's Abreise drang, so sah der junge Mann doch deutlich, daß ihr seine Gegenwart heilsam und trostbringend war. Sie hatte sich so daran gewöhnt, ihm ihr Leid zu klagen, ihn täglich bei Tagesanbruch erscheinen und über die Felsen klettern zu sehen, daß ihr seine Gesellschaft fast unentbehrlich wurde. Wenn er einmal länger als gewöhnlich ausblieb, spähte sie mit unruhigem Blick rings umher, und wenn dann

sein blondes Haupt hinter dem Gebüsch hervorschimmerte, hob sich ihre Brust höher, ihr Auge flog dankend gen Himmel und sie fühlte sich von einer drükkenden Angst befreit.

Eines Tages indeß hatte sie, nach reiflicher Ueberlegung, auf Henry's Abreise gedrungen. Sie stellte ihm vor, daß er andere Pflichten zu erfüllen habe, und daß er ihr seine Zukunft nicht opfern dürfe. Henry schien endlich ihren Vorstellungen nachzugeben, und Beide verließen sich eines Abends, als sollten sie sich nie wiedersehen.

«Sie reisen von meinen Segenswünschen begleitet,» hatte Mariane gesagt, sich sanft an seine Brust lehnend. «George hat mich tief gekränkt, unheilbar verwundet; doch, sollte mich auch der Gram um ihn tödten, so werde ich diese Welt ohne Bitterkeit verlassen, da ich mit der trostreichen Ueberzeugung scheide, daß es noch edle Herzen und wahre, dauernde Gefühle giebt. Leben Sie wohl! Seyn sie glücklich!»

Sie hatte ihn bis zu seinem Thurm begleitet, hier trennten sie sich. Henry sollte am folgenden Morgen nach Paris zurückkehren. Mariane blieb am Ufer, den Blick auf Henry's Zimmer geheftet. Der junge Mann öffnete das Fenster, lehnte sich über die Brüstung des Balkons und sah ein weißes Tuch flattern, das seine Freundin als Abschiedszeichen bewegte.

Frau von Belnave hatte sich zu viel Muth und Kraft zugetraut, Henry's Gesellschaft war ihr zu

lieb und unentbehrlich geworden; sie glaubte von neuem allein und verlassen auf Erden zu seyn. Sie erstaunte selbst, noch einmal einen so heftigen Schmerz empfinden zu können. Am folgenden Morgen bereute sie fast ihr Opfer, ging an die Küste, erkletterte den höchsten Felsen und durchlief mit unruhigem Blick den Fußsteig, der nach der Stadt führte. Die Sonne erhob sich strahlend, vergoldete die Felsspitzen und spiegelte sich im Meer. Henry erschien nicht. Sie setzte sich in die Grotte, durchlief die Gegenden, die sie an seinem Arm durchwandelt hatte, und glaubte, dieser traurige Tag würde gar kein Ende nehmen. Gegen Abend ging sie nach Pornic, heftete den trüben Blick auf den jetzt unbewohnten Thurm und kehrte seufzend in ihre Einsamkeit zurück. Die Undankbare klagte Henry der Gleichgültigkeit an, sie fand, daß er ihren Vorstellungen zu willig nachgegeben hatte, glaubte, daß er nicht den Muth gehabt, die schwere Rolle eines Vertrauten durchzuführen; er hatte ein poetisches Gemüth, war anfangs von Mitgefühl und Liebe entflammt gewesen, doch seine Begeisterung war erloschen und sein Enthusiasmus erkaltet.

Unter diesen trüben Betrachtungen war Mariane nach ihrem Dörfchen zurückgekehrt. Als sie die Thür ihres Hauses öffnen wollte, trat ihr plötzlich Henry entgegen; sie fürchtete anfangs sich getäuscht zu haben, doch er bot ihr die Hand, sie ergriff diese Hand

und benetzte sie mit Thränen. Der junge Mann hatte schon auf der nächsten Station nicht mehr den Muth gehabt, seinen Weg fortzusetzen, und war noch an demselben Abend zurückgekehrt.

«Ach, ich wußte wohl, daß Sie nicht reisen könnten!» rief sie voller Freude.

«Antworten Sie mir freimüthig,» sagte der junge Mann: «war meine Gegenwart Ihnen lästig? Störte ich Sie in Ihren Erinnerungen? Wenn das ist, will ich reisen und niemals wiederkommen.»

«Ist meine Freude bei Ihrer Wiederkehr nicht die beste Antwort auf Ihre Frage?»

«Warum waren Sie so grausam, mich zu verbannen? Giebt es für mich eine heiligere Pflicht als die, welche die Freundschaft mir auferlegt? Würden Sie je einwilligen, sich von dem Lager eines sterbenden Freundes zu entfernen? Lassen Sie mich hier bleiben, verbannen Sie mich nicht aus Ihrer Nähe.»

«Henry, Henry!» rief sie, heftig seine Hände pressend und in Thränen zerfließend.

Nach George's Treulosigkeit war es ihr ein süßes Gefühl, sich so geliebt zu wissen; sie willigte daher mit Freuden in sein Verlangen. Ihre Spaziergänge begannen von neuem, sie trennten sich fast gar nicht mehr. Oft aßen sie in St. Marie, Porto oder einem andern Dörfchen zu Mittag, und machten weitere Ausflüge in die Umgegend. Sie besuchten den Felsen Saint Gildas, Noirmoutiers und l'Ile Dieu.

Henry kannte die Geschichte aller Orte und wußte sie dafür zu interessiren.

«Sehen Sie,» sagte er eines Abends, «alles stirbt, um sich neu zu beleben; der junge Rasen schüttelt die Eisdecke ab, und bedeckt sich mit Blumen und Kräutern. Glauben Sie, daß es mit unserm Herzen anders sey? daß Gott uns nicht wie die Natur begünstigt habe? Einige in Thränen verlebte Jahre sind ein Thau in der Jugend; ein frischer Hauch trocknet sie und belebt uns neu, das Herz verjüngt sich wieder und sieht mit Staunen auf den blumigen Rasen, der unsere vergangenen Schmerzen bedeckt.»

Sie schüttelte sanft den Kopf und antwortete nicht, doch war ihr Schmerz schon milder geworden, und die Gedanken an den Tod traten immer mehr in den Hintergrund.

Jetzt nahte die Badezeit, Pornic erwartete seine Gäste. Henry und Mariane nahmen ihren Flug, gleich zwei aufgescheuchten Vögeln, und suchten ein einsameres Plätzchen. Henry fand immer einen Vorwand, den Aufenthalt zu verändern; so durchreisten sie die ganze Bretagne. Die neuen Gegenstände zerstreuten Frau von Belnave und entrissen sie ihren traurigen Erinnerungen; ihre romantische Einbildungskraft gefiel sich in diesem abentheuerlichen Leben. Die alten Schlösser, die verfallenen Burgen, die verlassenen Klöster, alles hatte für Marianen einen eigenthümlichen Reiz und belebte ihre Unterhaltungen.

An einem warmen Sommerabende entdeckten sie eine dieser lieblichen Gegenden Frankreichs, welche die Natur mit besonderer Vorliebe ausgestattet zu haben scheint. Der Wagen rollte seit einigen Stunden auf der staubigen Landstraße, die sich durch üppige Kornfelder und grüne Weiden schlängelt, als sie auf dem Gipfel eines Hügels anhielten, um das magische Gemälde zu betrachten, das sich vor ihren Blicken entfaltete. Es war ein kleines, von Bergen eingeschlossenes Thal, doch glaubte man in diesem beschränkten Raume ein Paradies zu erblicken, an dem die Natur alle Reize verschwendet hatte. Ein klarer, spiegelheller Fluß zog sich durch dieses anmuthige Thal, und die reichen, blühenden Ufer strahlten in seinen durchsichtigen Fluthen wieder. Mächtige Eichen verbreiteten Schatten und Kühlung, schlanke Weiden badeten ihre herabhängenden Zweige in den leicht gekräuselten Wellen; der Strom brach sich im Räderwerk der Mühlen und Fabriken, die der Landschaft Leben und Bewegung gaben. Am linken Ufer erhob sich ein antikes Schloß mit zackigen gothischen Thürmchen; Weinlaub und Epheu schlängelten sich an den Mauern empor, blaue und rothe Glockenblümchen nickten aus den Spalten der Wände, und hinter jedem Thurm erhob sich ein Ulmenbosquet, gleich einem Federbusch, der den Helm eines Riesen krönt. Die Fensterscheiben glänzten noch im Feuer der untergehenden Sonne, während auf der andern Seite schon die bleiche Mond-

scheibe hervortrat und die geheimnißvoll verschlungenen Fußsteige mit bleichem Silberlicht erhellte.

Die beiden Reisenden blieben lange in stumme Betrachtung versunken. Man hörte das dumpfe Geräusch der Eisenhämmer, das Summen der geflügelten Insekten und den entfernten verklingenden Ton eines Jagdhorns.

Mariane ließ sich von der Schönheit dieses Ortes hinreißen, die dunkeln Tannen und Cypressen, welche sich mit der blendenden Pracht dieser reichen Natur mischten und ihnen einen wohlthätigen Schatten verliehen, erlaubten den von Thränen ermüdeten Augen eine lange genußreiche Anschauung. Liebliches Thal, wer könnte dich sehen, ohne entzückt zu werden! Trauernde Seelen finden in dir Trost und Frieden. Glücklich, wer in deiner Einsamkeit, an deinen lieblichen Ufern sein Leben, fern vom Geräusch der großen Welt verträumen kann.

Für Henry und Mariane begann nun ein neues, angenehmeres Leben; der Name George mischte sich nicht mehr in ihre Unterhaltungen, und Frau von Belnave öffnete ihr Herz weicheren Gefühlen; die freundliche Umgebung that ihr wohl, sie fing an, Träumen einer glücklicheren Zukunft Raum zu geben.

Dies reizende Thal ist während der schönen Jahreszeit oft von Reisenden besucht. Henry und Mariane suchten die einsamsten Fußsteige, setzten sich

unter den Schatten der Buchen und lasen ihre Lieblingsdichter. Frau von Belnave liebte die Bücher, welche ihr Henry vorlas; es waren fast immer Elegien einer verlassenen Liebe. Mariane hörte diesen Klagen theilnehmend zu. Während der heitern, sternhellen Nächte irrten Beide durch die verfallenen Ruinen und erweckten die Echo's der gewölbten Hallen.

So wurde sie täglich durch ein geheimes Band mehr ans Leben gefesselt. Oft ging sie am Arme Henry's mit leichtem Schritt, fast mit freudigem Herzen einher; die Natur blühte und grünte um sie her, die Weiden mischten ihr zartes Grün mit dem dunkeln Laube der Cypressen, die Schwalbe zwitscherte unter den Ruinen, alles athmete Liebe und Freude; die Jugend siegte über den Schmerz, das Lächeln verdrängte die Thränen.

Indessen gab es Stunden, wo sie in ihren früheren Trübsinn zurückfiel, wo sie sich der Schwäche und des Wankelmuthes anklagte und im Geheimen bittere Thränen vergoß. Dann eilte sie mit schnellem Schritt und fliegendem Haar durch öde, ungebahnte Wege, bis sie endlich erschöpft niedersank. Doch die gütige Natur kam ihr zu Hülfe; die Bäume wehten ihr Kühlung zu, wohlriechende Kräuter bildeten ihr ein weiches Lager, ein sanfter Zephyr trocknete den Schweiß von ihrer Stirn und spielte mit ihren Locken. So drangen Friede und Ruhe in ihre Seele, der Sturm in ihrem Innern besänftigte sich, Hen-

ry's Bild trat vor ihren Geist, sie warf sich ihre Undankbarkeit vor und bat ihn im Herzen um Verzeihung.

Der junge Mann ertrug ihre Laune mit Sanftmuth und Geduld. Doch wer könnte beschreiben, was er während dieser scheinbaren Resignation empfand!

Mariane ahnete nicht, was in seinem Innern vorging; nur mit ihrem eigenen Gram beschäftigt, hatte sie noch nicht daran gedacht, das Gemüth ihres Freundes zu prüfen, dessen ruhiges, gleichmäßiges Benehmen ihr keine Unruhe einflößte. Dennoch liebte sie Henry, ohne es selbst zu wissen, mit einem lebhafteren, wärmeren Gefühl, als dem der Dankbarkeit. Sie liebte in ihm die Eigenschaften, die sie bei George so schmerzlich entbehrt hatte, das rasche Jugendfeuer, die schöne Begeisterung für alles Gute und Erhabene, die Poesie der Gefühle, welche in den herben Erfahrungen des Alltagslebens noch nicht untergegangen war, alle diese Eigenschaften machten ihr Henry unendlich werth und theuer. Oft fragte sie voller Bitterkeit den Himmel, warum er ihr, statt des unwürdigen Bussy, nicht dieses jugendliche, liebende Gemüth zugeführt habe? Sie überredete sich gern, daß noch nicht alles verloren sey und ihr die Zukunft vielleicht einigen Ersatz für die trübe Vergangenheit bieten könne. Es gab Augenblicke, wo ihre Wangen von Thränen benetzt wurden, die nicht mehr ihren traurigen Erinnerungen flossen.

Mit sanft klopfendem Herzen ging sie an schönen Sommerabenden, auf den Arm ihres jungen Freundes gelehnt, und fand oft keine Worte für die widersprechenden Gefühle, die ihr Inneres belebten. Sie verglich Henry mit George, und konnte sich nicht verhehlen, daß ihr Herz noch eines glühendern, mächtigern Gefühls, als das der Freundschaft und schwesterlichen Zuneigung, fähig sey; sie glaubte in der Vergangenheit zu leben, und folgte allmählig dem Zuge des Herzens, der sie unwiderstehlich an Henry kettete. Wenn Beide in mondhellen, sternklaren Nächten durch die thaubenetzten Wiesen wandelten, glaubte sie sich auf George's Arm zu lehnen, und hielt dies neu erwachende Gefühl für die Erinnerung an ein verlorenes Glück.

Durch diese wohlthätigen Täuschungen milderte sich Marianens Gram, und bald sollte sie ganz von ihrem Trübsinn geheilt werden. Der lang unterdrückte Stolz erwachte in ihrem Busen, sie dachte an George und empörte sich bei der Erinnerung an alle Demüthigungen, die sie schweigend erduldet hatte; ein bitteres Gefühl übergoß sie mit Schamröthe, sie verachtete sich selbst ihrer Geduld und Langmuth wegen. George's Härte und Undankbarkeit, sein kaltes, unbewegliches Gesicht, während sie bittend und weinend seine Kniee umklammerte, alles, was sie Schimpfliches und Erniedrigendes erlitten, kam ihr plötzlich ins Gedächtniß und erlöschte den letzten Fun-

ken der Liebe für Bussy in ihrem Herzen. Je mehr sie sich von Bussy abwandte, je inniger fühlte sie sich, ihrer unbewußt, zu Henry hingezogen; sie beobachtete ihn mit erhöhter Theilnahme und interessirte sich lebhaft für das Geschick eines jungen Mannes, der sich selbst zu vergessen schien. Sie sprach mit ihm von seiner Zukunft und seinen Hoffnungen, doch bemerkte sie bald, daß er von einem geheimen Gram gequält schien.

Als sie eines Tages allein unter den Weiden des Ufers spazieren ging und einem schmalen Fußsteig folgte, der sich durch Gebüsch und Hügel schlängelte, bemerkte sie Henry, der sich allein glaubte. Er saß in schwermüthiger Stellung, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem Granitblock, seine Wangen waren blaß, der Blick düster und melancholisch.

Mariane betrachtete ihn lange mit Theilnahme, dann legte sie sanft die Hand auf seine Schulter und sagte gerührt: «Sie leiden, Henry! Was fehlt Ihnen?»

Er drehte sich rasch um und versuchte zu lächeln und ihr seine Bewegung zu entziehn.

«Sie leiden,» wiederholte sie mit zärtlicher, bewegter Stimme, «Sie fühlen sich unglücklich, und verbergen es Ihrer Freundin. Habe ich das verdient? Theilten Sie nicht meinen Gram, meine Verzweiflung, und wollen mir nun den Anblick Ihres Kummers entziehen? Schon lange bemerke ich Ihren

Trübsinn, der ein inneres Leiden verbirgt. Bin ich Ihres Vertrauens nicht würdig? Ach! kann ich nichts für Sie thun?»

Henry strebte vergebens, Frau von Belnave zu beruhigen, sie blieb fest überzeugt, daß er ihr ein Geheimniß verberge, und suchte ihn durch liebevolle Sorgfalt zu heilen. Durch diese neue Beschäftigung ihres Geistes vergaß sie sich selbst und beschleunigte die Stunde ihrer Heilung. Indem sie über Henry's Zukunft nachdachte, wurde es ihr klar, daß er zu den weichen, liebenden Seelen gehörte, die auf Erden keine Heimath finden, und deren Loos daher beklagenswerth ist. Sie wollte sich dieses verlassenen, liebebedürftigen Herzens annehmen, ihn mit mütterlicher Sorgsamkeit bewachen, und so der schützende Engel seines Geschickes seyn. Sie überlegte nun, was sie zu seinem Glück beitragen könne. Obgleich Henry ihr seine Lage immer viel unabhängiger vorgestellt hatte, als sie es wirklich war, fühlte sie doch, daß er sein Leben nicht in unnützer Träumerei hinbringen dürfe, und glaubte sich muthig genug, nach Paris zurückkehren zu können. Henry bestand indessen darauf, ihre Abwesenheit von der Hauptstadt bis zum Ende der Badesaison zu verlängern. Mariane gab seinen Bitten nach; doch sollte ein seltsamer Vorfall ihre Abreise beschleunigen.

In jenen reizenden Gegenden giebt es am linken Ufer des Flusses ein Dorf, welches den Namen Ma-

delaine führt und die deutlichsten Spuren der verheerenden Bürgerkriege trägt; bei jedem Schritt stößt man auf Kennzeichen der blutigen Schlachten, die dort vorgingen, denn die Vendée hat ihren Namen mit Feuer und Schwert in das Buch der Geschichte geschrieben. Der größte Theil der Häuser ist eingesunken und zeigt seine vom Feuer geschwärzten Mauern. Unkraut und Schlingpflanzen wuchern aus den zerbrochenen Thürschwellen, der Wind saust durch die offenen Fenster, Eidechsen und Kröten sind die einzigen Gäste dieser verlassenen Wohnungen. Hier und dort erheben sich einige weiße, mit Weinlaub umgebene Häuser, gleich bleichen Gespenstern; doch die Kirche hat ihre Trauergewänder nicht abgelegt, der Epheu, das Leichentuch der Ruinen, umhüllt diesen Tempel vom Gipfel bis zum Boden, hohes Gras wächst auf den Stufen des Altars, die Glocke ist stumm, steinerne Heiligenbilder blicken traurig auf die verödeten Bänke. Nicht weit davon erhebt sich das ebenfalls verlassene herrschaftliche Schloß und scheint auf seine Nachbarin, die Kirche, wehmüthig herabzublicken. Diese Trümmer haben nicht etwas Imposantes, Ehrfurchtgebietendes, gleich den Ruinen alter fester Schlösser, doch spricht aus ihnen ein Geist der Wehmuth, der unwillkührlich das Herz ergreift.

Es ist ein kleines, auf einer Anhöhe gelegenes Castell, das mit melancholischem Blick die wogenden Kornfelder und weidenden Heerden zu seinen Füßen

betrachtet. Der Dichter wird bei seinem Anblick nicht an königliche Feste, Turniere und Ritter mit goldenen Sporen denken; doch werden sanfte, liebliche Bilder an seinem Geist vorüberziehen, er wird eine edle Burgfrau, von schönen Kindern umgeben, erblicken, den Schloßherrn im traulichen Gespräch mit dem alten, ehrwürdigen Pfarrherrn, und in der Ferne das fröhliche Läuten der heimkehrenden Heerden und den muntern Gesang des Schäfers zu hören glauben.

Frau von Belnave hatte dies schweigende Plätzchen zum Ziel ihrer einsamen Spaziergänge gewählt, die Trümmer dieses herrschaftlichen Schlosses sprachen sie mehr an, als imposante, gigantische Steinmassen, die ihren Gram zu verhöhnen schienen; hier fand sie Frieden und Harmonie. Sie ging jeden Tag in der Dämmerung dorthin; doch war sie in der letzten Zeit nicht mehr von den Bildern einer trüben Vergangenheit begleitet.

An einem milden Herbstabende saß sie allein auf einem grünen Rasenplatz, dem Schlosse gegenüber, welches im letzten Schein der Abendröthe glänzte. Henry war den ganzen Tag über finster und nachdenkend gewesen, sie hatte vergebens nach der Ursache seines Trübsinns geforscht, und fühlte sich nun selbst unruhig und aufgeregt; indem sie ihren Betrachtungen nachhing, wurde sie von Henry unterbrochen, der sich an ihre Seite setzte.

Der Abend war still und ruhig, man hörte kein Geräusch, außer dem Zwitschern der Schwalben und dem entfernten Geklapper einer Mühle. Bald erstarb auch dieses, nur das Säuseln des Abendwindes in dem Wipfel der Bäume unterbrach die tiefe Stille in der Natur. Henry und Mariane saßen schweigend neben einander. Obgleich man schon dem Ende der schönen Jahreszeit nahte, war der Tag doch heiß und gewitterschül gewesen, röthliche Blitze zuckten hin und wieder am Horizont. Henry fühlte Marianens Athem in seinen Locken, er hörte das Rauschen ihres seidenen Kleides, das der Abendwind bewegte, und niemals hatte sein Herz so heftig geklopft. Mariane betrachtete ihren jugendlichen Freund beim Scheine der Sterne, oft glaubte sie George an ihrer Seite zu erblicken, doch nicht wie sie ihn gekannt, mit dem kalten, stolzen Blick, sondern jung, liebend und ganz dem Bilde ähnlich, das ihr in ihren Träumen am Ufer der Creuse als der Engel ihres Geschickes erschienen war.

Sie blieben lange im gegenseitigen Anschauen verloren, ihre Blicke begegneten sich, ihr Blut wallte, ein Feuerstrom rollte in ihren Adern, man hätte den Schlag ihrer Herzen hören können. Henry suchte seine Gedanken auf andere Gegenstände zu richten; doch während seine Augen sich zum Himmel erhoben, fühlte er, daß Marianens Blick sich auf ihn heftete. Frau von Belnave überließ sich arglos dem

Reiz der Gegenwart, sie ahnte nicht einmal, daß Henry's Nähe sie mit Entzücken erfüllte, und glaubte nur in der Erinnerung einer seligen Vergangenheit zu leben. Wie hätte sie glauben können, daß jemals eine zweite Liebe aus den Ruinen ihres ersten Glückes erblühen würde! Dennoch ruhte ihr Blick unverwandt auf Henry; er erschien ihr so schön, so anziehend, in ihm waren alle Reize der Jugend mit einem dichterischen Gemüthe vereinigt, die blonden Locken fielen malerisch über seine ernste, schön geformte Stirn, er war so rührend in seiner Schwermuth, daß sie, vom Gefühl hingerissen, seine Hände ergriff und sie innig an ihr klopfendes Herz drückte. Wer könnte beschreiben, wie es geschah, daß ihre Lippen sich begegneten! Es war nur ein leichter, flüchtiger Kuß, dennoch riß sich Mariane, wie vom Blitze getroffen, bleich und zitternd aus Henry's Armen, klagte mit bewegter Stimme über die kalte Nachtluft, und fragte, ob es nicht Zeit sey, nach Hause zurückzukehren?

Sie standen schweigend auf und wählten den einsamsten Fußpfad; Mariane lehnte sich nicht auf Henry's Arm, und sie wagten während des ganzen Weges nicht, ein Wort zu wechseln.

Dieser kleine Vorfall störte die Traulichkeit ihres Verhältnisses und legte Beiden einen gewissen Zwang auf. Frau von Belnave zog sich von Henry zurück, ihre Unterhaltungen berührten nur ernste Gegen-

stände, die den Zweck hatten, den Geist des jungen Mannes auf Ordnung und Thätigkeit zu richten. Sie vermied es, sich mit ihm allein an einsamen Orten zu befinden, und die Spaziergänge im Mondenschein wurden gänzlich eingestellt.

Wenn Henry etwas mehr Erfahrung gehabt hätte, würde dies Benehmen seinen Stolz geschmeichelt haben; doch er kannte das Leben zu wenig, und fühlte sich von Marianens Zurückhaltung gekränkt und beleidigt.

Nach vierzehn Tagen reisten sie ab; doch Henry hatte seine jugendliche Heiterkeit verloren und war jetzt schwermüthiger als seine Begleiterin.

IV.

Es giebt Tage, wo die Natur in tiefe Trauer versenkt zu seyn scheint, der Himmel glänzt nicht in lieblicher Bläue, eine düstere Wolke umhüllt die Erde mit einem Leichentuch, die Blätter hängen unbeweglich an den Bäumen, der muntere Gesang der Vögel verstummt, die Blumen neigen traurig ihre duftenden Kelche, ein rauher Wind schüttelt die feuchten Tropfen von den Zweigen, eine drückende, schwere Atmosphäre lastet auf der ganzen Schöpfung. Indessen, wo man es am wenigsten vermuthete, dringt plötzlich ein Lichtstrahl durch die Wolken. Ein frischer Wind zerreißt den grauen Nebelschleier, der Himmel lacht im rein-

sten Azur, die Sonne zerstreut die trüben Dünste, welche wie luftige Schleier um die Spitzen der Berge flattern, die Vögel schütteln das feuchte Gefieder, die Blumen erheben ihre Häupter, die Natur erwacht aus ihrer Erstarrung und alles athmet Leben und Freude.

Dies ist ein treues Bild unsers Kummers. Wenn ein herbes Mißgeschick auf unsere Seele herabsank, herrscht überall dunkle Nacht, man glaubt, daß nie ein freundlicher Strahl sie erhellen könne; indessen findet die Freude doch einen unmerklichen Eingang. Anfangs sind es nur schwache Blitze, die sogleich wieder erlöschen, dann verschwindet nach und nach die dichte Finsterniß, schon hat die ewige Nacht der Dämmerung Platz gemacht, das Leben erwacht in dieser erstorbenen Seele. Nichts ist dauernd hienieden; die Zeit hat zwei Flügel, mit dem einen trägt sie unsere Freuden davon, mit dem andern trocknet sie unsere Thränen.

Es war nun ein Jahr verflossen, seitdem Frau von Belnave Paris verlassen hatte; sie war mit dem festen Entschluß gereist, es nie wiederzusehen, und kehrte nun nach Verlauf eines Jahres mit geheiltem, wenn auch nicht beglücktem Herzen zurück.

Zwar konnte sie sich eines bittern Gefühls nicht erwehren, als die Thürme der Riesenstadt ihr entgegenglänzten und das lebendige Geräusch in den Strassen gleich Meereswogen an ihr Ohr drang. Jeder

Gegenstand schien in der Dämmerung einen drohenden Anblick anzunehmen; die Vergangenheit richtete sich wie ein düsterer Geist vor ihr auf. Sie erinnerte sich ihrer ersten Reise nach Paris, wo ihr alles entgegen zu lächeln schien, wo sie an einem heitern Frühlingsmorgen in die Stadt einzog, die George bewohnte, und wenn sie ihre damalige Lage, als glückliche, angebetete Gattin Belnave's, mit der Gegenwart verglich, wo der Verlassenen, Heimathlosen nur die Stütze eines unbedachten jungen Mannes blieb, trat eine Thräne in ihr Auge, und sie versank in tiefe Schwermuth.

Diese unangenehmen Eindrücke verwischten sich nicht in einem Tage; doch wurden sie von neuen Beschäftigungen verdrängt.

Mariane konnte sich nicht entschließen, die Wohnung wieder zu beziehen, welche sie während ihres ersten Aufenthaltes eingenommen hatte. Sie blieb dort nur kurze Zeit, um ein frommes Opfer zu vollziehen. Da sie von diesem Asyl nichts mitnehmen wollte, welches sie an ihre erste Liebe erinnerte, so verbrannte sie sorgfältig jeden Gegenstand, der ihr George's Andenken zurückrufen konnte. Erst als die Flammen die letzte Haarlocke verzehrt hatten, verließ sie dieses Haus, um eine Wohnung zu suchen, die ihren Plänen für die Zukunft entsprach.

In einem der stilleren Stadtviertel, wohin das Geräusch des Handels noch nicht gedrungen ist, fand

sie ein schönes, großes Hôtel, letztes Heiligthum des alten Adels, der in seiner Zurückgezogenheit edler und poetischer ist, als der neue im Glanze seines Entstehens. Die Fenster gingen auf herrliche Gärten und Mariane konnte von hier aus Henry's Fenster erblicken, der sich in der Nähe ein bescheidenes Stübchen gemiethet hatte.

Als sie sich in ihrem neuen Hause eingerichtet, suchte sie in Lektüre und angenehmen Beschäftigungen einen Schutz gegen die gefährlichen Erinnerungen; doch waren es nicht mehr diese allein, vor welchen sie sich zu hüten hatte.

Was that Henry unterdessen? Er sah sich von seiner poetischen Höhe grausam in die Wirklichkeit herabgezogen. Bis jetzt hatte er das Leben für sehr leicht gehalten; sein Vater hatte mit liebender Sorgfalt für alle Bedürfnisse des Sohnes gesorgt, den er nach Paris sendete; George's Freundschaft hatte ihm ebenfalls die ersten Schritte in die Welt erleichtert und seinen Wohlstand großmüthig mit ihm getheilt. Nachdem ihm George eine Wohnung in seinem Hause angeboten, die er selbst mit besonderer Zierlichkeit für den jungen Freund geschmückt hatte, ließ er ihn Theil an allen Vergnügungen nehmen, und weihte ihn in Genüsse ein, die Henry kaum in seinen dichterischen Träumen geahnt hatte. Dem jungen Manne war es nicht schwer geworden, sich in seine neue Lage zu fügen, er wunderte sich nur, daß

die Jahre der Arbeit und Studien, die er sich in seiner Provinz so schwer und voller Entbehrungen vorgestellt hatte, ihm nun so angenehm und heiter erschienen; doch ging seine Unerfahrenheit so weit, daß er treuherzig glaubte, seine geringen Einkünfte reichten für alle Ausgaben hin, und er verdanke Bussy nur den Eintritt in die höheren Zirkel.

Trotz seiner angenehmen Lage und den mannichfachen Zerstreuungen, fühlte sich Henry bald von einem seltsamen Unbehagen ergriffen, das ihm alle jugendliche Heiterkeit raubte und sein Herz mit banger Sehnsucht füllte. Zu einem Zeitpunkt, wo alles um ihn her auf einen nahen Umsturz der Regierung deutete, wo die kampflustige Jugend zu den Waffen griff, und sogar zarte Frauen sich vom männlichen Muth begeistert fühlten, war das Herz dieses jungen Mannes nur von dem Gedanken nach Liebe erfüllt. Ach! er konnte nicht ahnen, welchem traurigen Geschick er entgegen ging.

Ja, sein Loos war nicht beneidenswerth. Die schattigen Ufer der Vendée waren Zeugen seiner Qual, als er, am Arm einer angebeteten Frau wandelnd, sich in ungestillter Sehnsucht verzehrte. Er mußte sie täglich sehen, den sanften Ton ihrer Stimme hören, sich in ihrem Anblick berauschen, und durfte nur den Wellen des Oceans sein Leid klagen. Dennoch hatte diese romantische Lebensart einen so unbeschreiblichen Reiz für ihn, daß er sie mit keiner andern vertauscht

haben würde. Doch, als er nun aus diesem Zauberkreise in das gewöhnliche Leben zurücktreten mußte, überblickte er mit einem Mal seine traurige, dürftige Lage: er sah seine verfehlte Laufbahn, den erzürnten Vater und die Aussicht auf ein Leben voll Beschwerden und Nahrungssorgen. Er stand allein, ohne Führer und Beschützer, nur auf sich selbst angewiesen, das Herz von hoffnungsloser Liebe verzehrt, den Geist von jeder ernsten Beschäftigung entwöhnt. Jetzt erst begriff er seine unglückliche Lage und die ihm drohende Zukunft.

Er hatte nicht den Muth, mit seinem harten Geschick zu kämpfen. Während andere jungen Leute ihre Talente ausbildeten, um einst würdige Stützen des Staates zu werden, hatte der thörichte Jüngling seine schönsten Tage verträumt, und stand nun rath- und hülflos da, anstatt durch Eifer und Thätigkeit das Versäumte nachzuholen.

Jetzt handelte es sich nicht mehr von einsamen Spaziergängen am Ufer des Meeres, wo es sein einziger Beruf war, eine schöne, unglückliche Frau zu trösten und Thränen verlassener Liebe zu trocknen; er sollte sich nun selbst eine Existenz gründen, und hatte auf dieser langen Reise seine letzten Hülfsquellen erschöpft. Sein Abentheuer hatte in der Provinz großes Aufsehn gemacht, natürlich war Herr Felqueres zuerst davon unterrichtet worden, und da er eben keine besondere Vorliebe für den Stand der irrenden

Ritter hegte, ließ er seinem Sohne die Wahl zwischen eiliger Rückkehr nach der Provinz, oder der Aussicht auf ein Leben voll Noth und Nahrungssorgen in Paris. Henry hatte keinen Augenblick geschwankt, er blieb, und befand sich nun in der traurigsten Lage. Zwar hätte er sich an George wenden können, doch konnte er sich nicht entschließen, ihn aufzusuchen. Warum? Er wußte es sich selbst nicht zu erklären; doch konnte er es ihm nie verzeihen, jemals Marianens Herz besessen zu haben.

In einem Alter, wo uns die Zukunft im rosigsten Licht erscheint, wo alle Gefühle erwachen, das Herz in verdoppelten Schlägen unbekannten Freuden entgegenklopft, sah sich der arme Henry allein und dem Elend preisgegeben. Er erlag der Last seines Grames. In dumpfer Verzweiflung, von Fieberschauern geschüttelt, lag er auf seinem harten Lager und dachte mit heißen Thränen an eine selige Vergangenheit. Er kannte und liebte ein weibliches Wesen, mit allen Vollkommenheiten geschmückt, und sollte sie nun auf ewig verlieren. Die Fee seiner Jugendträume entschwand auf einmal den sehnsüchtigen Blicken, von Fiebergluth verzehrt, rief er sie mit den zärtlichsten Namen, er flehte sie an, zu ihm zurückzukehren. Vergebens. Er war allein mit seinen Schmerzen und seiner hoffnungslosen Leidenschaft.

Als bei Marianens Anblick ein unbekanntes Gefühl sein ganzes Herz durchdrang, gab er sich ohne

Bedenken dieser neuen beseligenden Empfindung hin, ohne deren trübe Folgen zu ahnen; die reine Flamme in seiner Brust wurde durch keinen verbotenen Wunsch getrübt, der Anblick seiner Geliebten reichte zu seinem Glücke hin, und er hoffte sein Leben in ihrer Nähe verträumen zu können.

Von diesem Gedanken begeistert, hatte er in Marianens Schmerz die Kraft gefunden, den seinigen muthig zu ertragen. Aber er sah, daß diese junge Frau, die er verloren glaubte, wieder zum Leben erblühte, gleich einer Lilie, die, von einem Regenschauer gebeugt, ihr noch thränenfeuchtes Haupt erhebt, um sich in dem wärmenden Sonnenstrahl noch lieblicher zu entfalten, da erst fühlte er die Unmöglichkeit, die Rolle eines Vertrauten behaupten zu können; und dennoch hatte er sich selbst zu dieser Qual verdammt. Der Gefangene, welcher die Ketten seines Unglücksgefährten durchfeilt hat, und ihn sorglos und frei davoneilen sieht, während er selbst in ewiger Gefangenschaft schmachten muß, kann keine größere Wuth und Verzweiflung empfinden, als der unglückliche junge Mann, indem er Marianens neu erwachende Schönheit bemerkte. Er hatte Frau von Belnave dem Tode entrissen, und sollte nun die Früchte seiner Eroberung nicht genießen! Er hatte sie für einen Andern gerettet! Diese von ihm sanft aufgerichtete Blume sollte an einem andern Herzen neu erblühen! Wer könnte die Qualen der Eifersucht schildern, die sein

Herz zerrissen! Seine Gemüthsstimmung wurde ungleich, Frau von Belnave bemerkte es, und befragte ihn mit mütterlicher Sorgsamkeit um die Ursache seines Trübsinns. Er fühlte, daß er ihr nur Freund sey und sein trauriges Geschick erdulden müsse.

Er war seinem Glück so nahe, und durfte nicht die Hand danach ausstrecken. Eines Abends, man wird sich dessen erinnern, glaubte er dem schönsten Ziele nahe zu seyn. Er fühlte auf seinen Lippen das Vorgefühl der Seligkeit; doch wie schnell vorübergehend war dieser Augenblick! Henry hatte nur den Himmel offen gesehn, um auf immer daraus verbannt zu werden.

In Paris zog er sich ohne Unmuth von Frau von Belnave zurück, und wußte immer einen Vorwand zu finden, um seine Besuche abzukürzen. Er verbarg ihr seine Armuth eben so sorgfältig, als seine Liebe. Gewiß wäre es ihm eine große Erleichterung gewesen, von seinem Schmerz reden zu dürfen; doch wünschte er nicht, der Erkenntlichkeit Marianens etwas zu verdanken, und zog es vor, seinen Gram ihr gänzlich zu verschweigen. Bald jedoch erkannte er nur zu deutlich, daß er diese Existenz nicht ertragen könne.

Die Liebe hatte ihn dem wirklichen Leben entfremdet. Er hatte weder Talente, noch gründliche Kenntnisse, nichts fesselte seine Aufmerksamkeit. Die Welt erschien ihm öde und entzaubert. Da er auch

den politischen Begebenheiten fremd geblieben war, interessirte er sich für keine Parthei, und entsagte im zwanzigsten Jahre allen Genüssen des Lebens. Sein Herz klopfte nicht voll Begeisterung für sein Vaterland, der Durst nach Ruhm war in ihm erloschen, er wollte nur seinem Schmerze leben. Was sollte aus ihm werden? Ueberall, wohin er den finstern Blick warf, sah er nur Einsamkeit und Verzweiflung.

Von Lebensüberdruß ergriffen, beschloß er diesem freudenleeren Daseyn zu entsagen. Zu jener Epoche dachten viele junge Leute wie er. Die Gedanken des Selbstmordes theilten sich gleich einer ansteckenden Krankheit mit. Fast täglich sah man weinende Schwestern und trostlose Mütter nach der Morgue eilen und mit Schauder die dort ausgestellten Leichen betrachten, um vielleicht unter ihnen den Sohn und Bruder zu finden. Wie hätte dieser junge Mann nicht von den herrschenden Ideen angesteckt werden sollen, da ihm keine Mutter blieb und ihn kein Band ans Leben fesselte? Er hörte nur auf die Einflüsterungen seiner Verzweiflung, und wer konnte den unglücklichen jungen Mann verdammen, wenn er sich von diesem elenden Daseyn zu befreien wünschte? Er klagte Niemanden seines Unglückes wegen an; sein Herz war demüthig und liebend, Stolz und Ehrsucht hatten nie seinen Schlaf gestört, doch konnte dies weiche Gemüth den Gedanken an ein Leben ohne Liebe nicht ertragen.

Die Rollen waren nun gewechselt. Während Henry seinem Gram nachhing, eilte Mariane mit freudig klopfendem Herzen einem neuen Daseyn entgegen. Sie wagte nicht sich zu gestehen, daß sie liebe; vielleicht wußte sie es selbst noch nicht. Doch warum wurden ihre Wangen mit hoher Schamröthe bedeckt, wenn sie an Henry dachte? Ihr Gedächtniß wiederholte ihr unaufhörlich die schönen Tage, die sie in seiner Gesellschaft verlebte, und ihre reiche Phantasie malte sie mit den glänzendsten Farben aus. Oft glaubte sie in ihren unruhigen Träumen auf dem Rasenplatze, dem alten Schlosse gegenüber, zu sitzen, und wenn sie plötzlich erwachte, glaubte sie in Henry's Armen zu ruhen. Abends blieb sie manchmal stundenlang am offnen Fenster, den Blick auf das Haus des jungen Mannes gerichtet, dessen matt erleuchtetes Stübchen ihr durch die Nacht gleich einem Meteore entgegenschimmerte. Der matte oder helle Schein seiner Studierlampe war für sie eine böse oder gute Vorbedeutung.

Indessen wurden Henry's Besuche immer seltner. Mariane bemerkte mit wechselnder Unruhe seine sichtliche Veränderung; sie ahnte wohl den Grund, doch wagte sie nicht, ihn zu befragen. Wußte sie überdies wohl, was in ihrem eigenen Herzen vorging? Wenn sie es auch deutlich erkannt hätte, mußte die Vergangenheit mit ihren Schmerzen sie nicht drohend von einer neuen Liebe zurückhalten?

Man wird leicht begreifen, mit welcher Zurückhaltung sie sich gegen einen jungen Mann benehmen mußte, der Zeuge ihrer ersten Leidenschaft und Verzweiflung gewesen. Henry, der die Gründe dieser Zurückhaltung nicht ahnte, verließ Marianen stets trauriger und hoffnungsloser.

Eines Tages fand ihn Frau von Belnave so verändert, daß sie bei seinem Anblick einen Ausruf des Staunens und Schmerzes nicht unterdrücken konnte. Sie hatte ihn lange nicht gesehn, und bemerkte mit Schreck seine verfallenen Züge, die entfärbten Lippen, den matten Glanz seiner von Nachtwachen gerötheten Augen. Er nahm ernst neben ihr Platz, seine Stimme war gedämpft und traurig. Mariane wollte ihm anfangs liebevolle Vorwürfe machen, doch unmerklich nahm das Gespräch eine ernste, feierliche Wendung. Sie sprachen lange von der Nichtigkeit des irdischen Lebens und von der Hoffnung auf eine bessere Welt. Henry wiederholte oft die Worte eines Dichters, wie schön es sey, jung zu sterben und Gott ein reines, unentweihtes Herz zurückzugeben. Aus diesen Reden sprach ein finsterer Entschluß, der Marianen mit geheimer Unruhe erfüllte. Sie versuchte mehrmals, die Unterhaltung auf andere Gegenstände zu leiten, doch der junge Mann führte sie beständig darauf zurück.

Nach Verlauf einer Stunde erhob er sich, und blieb eine Weile still und unbeweglich an die Brü-

stung des Kamins gelehnt stehen. Fast hätte er sein Geheimniß verrathen, doch verbarg er es gewaltsam in seiner Brust, entschlossen, den Kelch bis auf die Hefen zu leeren. Oft war Frau von Belnave versucht, sich in seine Arme zu werfen, doch eine unerklärliche Scheu trug den Sieg über ihre Liebe davon.

«Ich habe Sie während dieser letzten Zeit vernachläßigt,» sagte Henry endlich; «glauben Sie nicht, daß mein Herz mehr dabei litt, als das Ihrige? Doch, ich habe meine Pflicht erfüllt; was könnte ich zu Ihrem Glück noch beitragen? Der Krankenwärter entfernt sich vom Lager des Genesenen.»

«O, wie grausam sind Sie!» rief Mariane.

«Grausam?» wiederholte er mit traurigem Lächeln: «Sie wollen scherzen; doch wenn ich Sie durch Zufall je beleidigte, verzeihen Sie es mir, ich möchte meine Reise mit ruhigem Gewissen antreten.»

«Wo gehen Sie hin?» rief sie.

«Mein Vater wünscht mich zu sehen,» antwortete Henry kalt; «ich reise.»

«Und dies ist Ihr Lebewohl? Was habe ich gethan, daß Sie mich so verlassen? O ja, Sie sind grausam, Sie sind unerbittlich!»

«Ihr Antheil wird den Schmerz meiner Trennung versüßen,» sagte der junge Mann. «Ich muß fort; wenn meine Gegenwart Sie erfreuen könnte, würde ich bleiben; doch, da sie für Sie ohne Nutzen

ist, warum sollte ich meinen Aufenthalt in Paris verlängern, wo nichts mich zurückhält, alles mich forttreibt? Leben Sie wohl! Erinnern Sie sich der Worte, die Sie mir einst sagten; ich wiederhole sie Ihnen jetzt: Gedenken Sie meiner und leben Sie froh und glücklich!»

Er ging, bevor sie ihn zurückhalten konnte; er entfernte sich, ohne ihr die Hand gedrückt zu haben.

«Ach, gnädige Frau, was ist vorgegangen!» rief Mariette, bewegt eintretend: «ich bin Herrn Henry begegnet, der mit Thränen im Auge bei mir vorübereilte.»

«Er reist, er verläßt uns,» rief Mariane in Verzweiflung, «ohne ein Versprechen baldiger Rückkehr, ohne ein Wort des Trostes und der Zärtlichkeit! Mein Gott, was soll das bedeuten?»

Gleich einem unerfahrnen Schwimmer, der, seinen Kräften zu viel vertrauend, sich in ein unbekanntes Element wagt und, von den Wellen davongetragen, trostlos nach einem schwachen Schilfe greift, fühlte Mariane in der Stunde der Trennung, daß Henry ihr unendlich theuer sey, daß er allein sie mit mächtigen Banden an das Leben fessele. Sie hatte ihn seit ihrer Ankunft in Paris zwar selten gesehen, doch wußte sie ihn in der Nähe, und der Zeit die Sorge überlassend, das locker gewordene Band fester zu knüpfen, lebte sie sorglos dahin. Dies glänzende, luftige Gebäude ihrer Einbildungskraft sank

nun durch diese unerwartete Abreise in Trümmer, das kalte Lebewohl erstarrte ihr Herz und klärte sie über ihr Gefühl auf. Ihre Verzweiflung war grenzenlos; der Abend fand sie noch in Thränen. Sie klagte nicht allein über ihre getäuschte Hoffnung; Henry's Reden, sein verstörtes Gesicht, der langsame, ernste Ton seiner Stimme, alles quälte und beunruhigte sie. Zu dem Schmerz, ihn zu verlieren, gesellte sich eine geheime Angst, die sie nicht überwinden konnte. Gegen Abend lehnte sie sich an den Balkon vor ihrem Fenster, achtete nicht auf den kalten Regen, den ihr der Wind ins Gesicht peitschte, und blieb, die Augen auf Henry's Fenster geheftet, unbeweglich stehen. Kein freundlicher Strahl erhellte des jungen Mannes Gemach. War er schon fort? Hatte er seinen Vorsatz ausgeführt? Sollte sie ihn wirklich nicht wiedersehen? War der einsame Stern, der sonst an ihrem dunkeln Himmel leuchtete, auf immer verschleiert?

Sie wartete lange und ließ die Erinnerungen der Vergangenheit langsam an sich vorüberziehen, sie dachte an alles, was Henry für sie gethan, und klagte sich bitter der Härte und Ungerechtigkeit an. Was hatte sie denn gethan, um ihn zurückzuhalten? Wie hatte sie eine so edle, seltene Zuneigung vergolten? Henry's Bild erschien ihr plötzlich, wie sie ihn an jenem Herbstabend gesehn; ihr Herz klopfte heftig, glühende Röthe überzog ihre Wangen. Dann fühlte sie sich wieder von Unruhe ergriffen, alle lachenden Bilder

entschwanden, um der Angst und dem Entsetzen Raum zu geben.

Die Nacht war dunkel, der entfesselte Wind bewegte knarrend die Wetterfahnen. Jetzt wurde Henry's Fenster schwach erleuchtet, doch schien der wankende Schein der Lampe jeden Augenblick dem Erlöschen nahe.

«Du leidest,» sagte Mariane leise vor sich hin, «was fehlt Dir?» Sie glaubte in dem Sausen des Nachtwindes klagende Töne zu hören; ihr Blut erstarrte, sie hielt den Athem zurück, um aufmerksam zu horchen.

«Was geht vor, großer Gott!» rief sie zitternd. Ihre Seele wurde plötzlich von fürchterlichen Ahnungen ergriffen, sie eilte in ihr Schlafzimmer und klingelte heftig ihrem Kammermädchen.

Indessen zählte Henry die Stunden seiner letzten Nacht. Nachdem er Marianen verlassen, war er zwecklos in den Straßen umhergeirrt. Als er wieder in sein Zimmer trat, riß er hastig die grüne Decke von einem platten, viereckigen Kasten, zierlich mit Elfenbein ausgelegt; es war ein Geschenk George's, letzter Ueberrest seines früheren Wohlstandes. Er öffnete das Kästchen, zog langsam zwei herrliche Pistolen heraus, betrachtete sie aufmerksam beim Schein der Lampe, dann drückte er, wie zur Probe, die kalte Mündung des Pistols auf seine Stirn; als er sei-

ner Waffen gewiß war, lud er sie und legte sie auf den Tisch.

An seinen Vater schrieb er einen kalten, ehrerbietigen Brief, in welchem er ihm sagte, daß er zu seiner Mutter gehe, da er hienieden nichts mehr zu hoffen habe; er bat ihn seiner Verirrungen wegen um Verzeihung, und klagte nur sich allein seines unglücklichen Endes wegen an.

Nicht ein Wort an Bussy.

Für Marianen fing er einen Brief an, in welchen er sein ganzes Herz ergießen wollte; doch hielt er es zuletzt für besser, das Geheimniß, das ihn tödtete, mit ins Grab zu nehmen, als ihrem schon gequälten Herzen noch einen Vorwurf zu hinterlassen. Der Brief blieb unvollendet.

Henry war weder feige, noch wollte er für einen Helden gelten; es kümmerte ihn wenig, was die Leute von seinem gewaltsamen Ende denken möchten. Er wollte sterben, das war fest beschlossen. Als der entscheidende Augenblick kam, erwachte indeß noch einmal die Lust zum Leben mit erneuter Kraft in ihm; er verbarg das Gesicht in beiden Händen und versank in düsteres Nachsinnen.

Er war kaum zwanzig Jahre, und sollte sterben, ohne einen Augenblick des Glückes genossen zu haben! Er dachte an die glänzenden Hoffnungen, die ihn bei seinem Eintritt in Paris empfingen. Wie schien ihm

das Leben damals so schön! Wie ungeduldig eilte er dem Glücke, dem Ruhme entgegen! Und als seine Seele diese glänzenden Träume aufgab, um an ein ruhigeres, friedlicheres Daseyn zu denken, wie reizende Pläne hatte er nicht von neuem geformt, sich im Geiste in ländlicher Einsamkeit, im Arme einer liebenden Gattin gesehn. — Jetzt war alles dahin. — Der arme junge Mann beweinte seine entschwundene Jugend und seine getäuschten Hoffnungen.

Er öffnete das Fenster; die kalte, feuchte Luft beruhigte seine Aufregung; er betrachtete lange Marianens Zimmer, dessen erleuchtete Fenster durch die Bäume glänzten. Lange kämpfte sein Herz mit Liebe und Bitterkeit; er klagte Marianen an und verzieh ihr wieder. —

« Ich sterbe für Dich, und Du hörst mich nicht, » sagte er leise.

Die Stunden entflohen; beschämt über seine Schwäche, ergriff er ein Pistol und setzte es mit unsicherer Hand an seine Stirn; doch dieser kalte Gruß des Todes verursachte ihm einen Schauer, er schob die Waffe heftig zurück und rief: « Ach, ich möchte noch nicht sterben! » In demselben Augenblick glaubte er einen schnellen Tritt auf der Treppe zu hören. Eine thörichte Hoffnung durchkreuzte sein Gehirn, er eilte nach der Thür, öffnete sie und horchte, unbeweglich über das Geländer gelehnt. Alles war still und finster.

«Ach,» rief er, in sein Zimmer zurückkehrend, «ich bin ein Elender! Ich hasse das Leben und fürchte den Tod!»

Dennoch zögerte er lange. Soll man es gestehn? Der Unsinnige hoffte noch. Die Stunden vergingen; er blickte noch einmal nach Marianens Fenster, das Licht war daraus verschwunden.

«Du schläfst,» sagte Henry; «auch ich will schlafen, und fester als Du. Ach, ich schlief nicht, als Du sterben wolltest!» setzte er mit erstickter Stimme hinzu.

Als er dies sagte, öffnete sich die Stubenthür, eine Frau trat ein, bleich, athemlos, mit fliegendem Haar; ihre Kleider waren durchnäßt, der Regen troff von ihrem Mantel. Mit einem Blick übersah sie alles. Sie eilte nach dem Tisch, wo Henry's Waffen lagen, ergriff den unvollendeten Brief und überflog ihn mit glühendem Auge. Als sie ihn zu Ende gelesen, ging sie zu dem jungen Manne, der sie stumm betrachtete, schlang ihren Arm um seinen Nacken, und fragte mit feuchtem Blick und zitternden Lippen: «Henry, willst Du noch sterben?»

V.

Henry's und Marianens Liebe war edel und erhaben, und Beide mußten sich jener glücklichen Zeit stets mit Wehmuth und Rührung erinnern. Wurden

jemals schönere Seelen durch ein innigeres Band vereinigt? Durften sie nicht mit Recht auf eine glückliche Zukunft rechnen? Das sonst so strenge Urtheil der Welt wagte nicht einmal ihren Frieden zu stören.

Für zärtliche, gefühlvolle Herzen war dieses Paar ein Gegenstand des höchsten Interesses; man konnte es nicht ohne Rührung und Wohlwollen betrachten. Wer hätte diesen Liebenden nicht eine Zukunft ungetrübter Seligkeit vorhergesagt? Wer hätte nicht geglaubt, daß sie stets ein Muster der Treue und Beständigkeit bleiben würden? Sie waren mit Geist, Jugend und Schönheit geschmückt, gleiche Neigungen vereinigten sie noch inniger, ein gleiches Gefühl machte ihre Herzen klopfen. Weder Eitelkeit noch Stolz mischte sich in ihre Leidenschaft, sie liebten sich nur ihrer selbst willen. Es war nicht ein flüchtiger Sinnenrausch, sondern ein tiefes, heiliges Gefühl, das bis zum Tode dauern sollte; ihr Glück hatte sogar etwas Ernstes, weil es mit trüben Erinnerungen vergangener Schmerzen gemischt war. Sie trugen es nicht zur Schau, und verbargen es vor den Augen der Welt, wie die Vögel ihre Nester im dichtesten Gebüsch verbergen. Ja, es war eine Verbindung, die vor den Augen Gottes Gnade finden mußte, obgleich sie nicht durch den Segen des Priesters geweiht war. Ach, warum konnte ein so inniges Gefühl nicht das unerbittliche Schicksal erweichen! War-

um mußten so selige Stunden von so bitterer Reue gefolgt werden!

Wer könnte den entzückenden Rausch der ersten Tage schildern, diese mit Wonne vermischte Qual! Wer diese Seligkeit nicht selbst empfand, könnte sich doch nie einen vollkommenen Begriff davon machen, und keine Feder sie würdig beschreiben.

«O!» rief Mariane oft in höchster Begeisterung, «ich wußte wohl, daß Du mir erscheinen würdest, Ideal meiner Träume! Du bist endlich gekommen, theurer, innig geliebter Freund! Jetzt erkenne ich Dich! Nur Dich allein habe ich stets geliebt! Du erschienst mir, als ich sechzehn Jahre zählte; ich sah Dich in meinen Träumen und verfolgte oft im Wachen Deinen flüchtigen Schatten! Du neigtest Dich des Nachts über mein Lager und lächeltest mir zu; ich hörte Deine Stimme im Säuseln des Windes, und nun erblicke ich die entzückende Wirklichkeit! Wie lange habe ich Dich vergebens gesucht! Einst glaubte ich Dich gefunden zu haben; ich Unglückliche glaubte es, liebte und täuschte mich bitter! — Verzeihe mir, meine Gewissensbisse haben Dich gerächt! Verzeihe meinem unseligen Irrthum! Doch, Grausamer, warum gabst Du Dich nicht zu erkennen? Warum enthülltest Du Dich mir nicht? Sollte ich erst durch Leiden und Thränen veredelt werden? Doch, habe ich wirklich gelitten? — Ist es wahr, daß ich sterben wollte? Du hast meine Thränen getrocknet, wie die

Sonne die Thautropfen trinkt. Erinnerst Du Dich jenes Aprilmorgens, wo wir den Frühling unter einem Schneelager begraben fanden? Eine weiße, glänzende Decke verhüllte die grünenden Wiesen; doch bei den warmen Strahlen der Mittagssonne schmolz der Schnee und die Blumen traten wieder hervor. Wir gingen an der Küste entlang, Du sagtest mir, daß in meinem Herzen ein Frühling voll Blumen begraben läge, der nur einen belebenden Sonnenstrahl erwarte, um alle Knospen zu entfalten. Du sagtest wahr, Geliebter! Bei den warmen Strahlen Deiner Liebe schmolz das Eis meines Grames und die Blüthen aller seligen Gefühle entfalteten sich. Ich frage mich jetzt, ob die Vergangenheit nicht ein schwerer Traum war? ob ich nicht jetzt erst in Deinen Armen zum Leben erwacht bin? Doch wie kam es, daß mein finsterer Gram Dich nicht zurückschreckte? daß Du, gleich einem Schutzengel, schweigend meinen Schritten folgtest? Sprich mir von Deiner Vergangenheit, lasse mich in Deinem liebevollen Herzen lesen.»

Beide erinnerten sich dann der vergangenen Zeiten; Henry theilte seiner Geliebten mit, was er gelitten, als er sie in Thränen zu George's Füßen gesehn, daß er damals den Entschluß gefaßt hatte zu sterben.

«Du wolltest sterben!» rief Mariane: «Du verzweifeltest am Glücke und wolltest Dir den Tod geben! Sahst Du denn nicht, daß meine Liebe zu

Dir erwachte, als wir am Ufer des Meeres wandelten? Trug Dir der Abendwind nicht meine Seufzer zu? Komm an mein Herz, theile das beglückende Gefühl, welches mich neu belebt! Ach, ich möchte Dir eine fleckenlose Schönheit darbringen können, rein und lieblich, gleich der Deinigen! Doch, ich darf es mit Stolz sagen, trotz mancher grausamen Täuschungen ist mein Herz noch würdig, an dem Deinigen zu ruhen. Glaubst Du, daß die Leiden seine Gluth gedämpft haben? Bin ich nur ein bleicher Schatten, den Du aus dem Grabe hervorriefst? Nein, Henry, gebiete Deinem Herzen nicht, weniger feurig zu klopfen; liebe mich mit allen Kräften Deiner Seele, ich fühle mich jung und neu belebt. Bis jetzt habe ich nur den Schmerz gekannt; Du hast mich von der Verzweiflung gerettet, mir ein neues, schöneres Daseyn verliehen, und Du wolltest sterben, thörichtes Kind! Wenn die Liebe alle Deine Wünsche befriedigt, freue Dich, Henry, dann wird Dein Loos beneidenswerth seyn!»

So verflossen ihre Tage in ungetrübter Heiterkeit, ihre Lebensweise verschmolz sich, wie ihre Seelen. Henry hatte weniger Stolz als Liebe, seine Armuth hätte nicht erröthet, sich mit Marianens Wohlstand zu vermählen; doch geschah dies auf so unmerkliche Art, daß seine Delikatesse nicht dadurch beleidigt werden konnte. Sie tauschten gegenseitig ihr Vermögen und ihre Armuth aus, und kamen mit kindlicher Freude

überein, bald in Marianens schönem Hause, bald in Henry's bescheidener Dachwohnung zu leben. Dieser Vorsatz wurde ausgeführt und bot ihnen eine Existenz voller poetischer Contraste, die ihrem Glücke Reiz und Abwechselung verliehen. Die acht Tage, welche sie in Marianens Hause zubrachten, waren mit allen Annehmlichkeiten des Wohlstandes verschönert, man ging auf weichen Teppichen, wohnte in reichen, mit seidenen Vorhängen und großen Spiegeln verzierten Gemächern; doch die glücklichsten Stunden verflossen ihnen bei Henry, und der Palast mußte hier die Hütte beneiden. Sobald Marianens Reich zu Ende ging, das heißt sobald die acht Tage vorüber waren, verließen sie das schöne Haus mit leichtem Sinn und frohem Herzen. Lachend und schäkernd kletterten sie die schmalen, steilen Treppen hinan, die zu Henry's Dachstübchen führten, und begrüßten freudig das kleine Gemach, welches sich ihnen gastlich öffnete. Wer könnte beschreiben, wie viel Glück und Liebe es umschloß! Dennoch war es nur ein bescheidenes Stübchen, dem Himmel sehr nahe, doch ging die Aussicht auf weite, herrliche Gärten, und man konnte Abends die Sonne hinter grünen Hügeln versinken sehen. Es waren dort weder Teppiche, noch reiche Divans, doch verbreiteten Marianens Lieblingsblumen dort die süßesten Gerüche. Ein kleiner, einfacher Bücherschrank enthielt einige Bände klassischer Werke. Die Mahlzeiten waren nicht kostbar, der

Tisch sogar ein wenig klein; doch sie waren allein und ungestört, Henry bediente seine schöne Geliebte, ihre Blicke begegneten sich, und sie tranken aus einem Glase. Dies waren Festtage für die Glücklichen. Sie fühlten sich dort freier, unabhängiger, und glaubten eine reinere Luft einzuathmen.

In seiner stillen Klause entfaltete Henry besonders alle Schätze seines Geistes und Herzens, er suchte alles hervor, um durch seine Liebenswürdigkeit den fehlenden Luxus zu ersetzen; auch Mariane fügte sich bewunderungswürdig in ihre neuen Umgebungen. Sie erfand tausend kleine Mittel, den demüthigen Aufenthalt in einen Tempel des Glückes zu verwandeln. Sie hatte immer gewünscht, ihr Geschick an das eines Unglücklichen zu knüpfen und alles für ihn zu verlassen; dieser Traum schien nun in Erfüllung zu gehen. Ueberdies gefiel ihr dies abentheuerliche Leben, sie liebte das Gemach, welches sie so oft in ihren Träumereien gesehen, und sie war stolz darauf, in einem Asyl Freude zu verbreiten, wo Henry so traurige Stunden verlebt hatte. Oft klagte sie das Geschick an, daß ihr Geliebter nicht unglücklicher und von Gott und Menschen verlassen sey, weil ihr dann der schöne Beruf geblieben wäre, ihn trösten und aufrichten zu können.

Dennoch hatte ihr das Schicksal die Freude aufbewahrt, in dem Herzen ihres Geliebten alle herrlichen Eigenschaften neu zu beleben, welche die Lei-

denschaft fast erstickt hatte, ihm mit fester, liebender Hand den Weg vorzuzeichnen, den er wandeln sollte. Frau von Belnave begriff den ganzen Umfang dieser Pflichten, und suchte sie geltend zu machen.

Oft sprach sie mit Henry von seiner Zukunft, doch wich er allen ernsten Fragen aus; jeden Tag wurde ein neuer Lebensplan entworfen, und nicht ausgeführt. Nachdem man die verschiedenen Stände genau geprüft hatte, fragte Mariane lächelnd: «Nun, was willst Du thun?»

«Ich will Dich lieben,» versetzte er, den Arm um ihren Nacken schlingend.

So verflossen Tage und Monate, Henry schlummerte im Arm der Liebe, und Mariane hatte nicht die Kraft ihn zu wecken; ihr beiderseitiges Glück war so neu, Henry hatte noch so viele Jahre vor sich, die er mit Weisheit anwenden konnte!

Bald nahm sich Frau von Belnave fest vor, ihn nicht von sich zu entfernen. Ihr Herz wurde oft von Unruhe und Zweifeln gequält; es gab Stunden, wo sie nicht ohne Schreck an die Zukunft denken konnte, wo ihr Enthusiasmus traurig die Flügel senkte. Sie konnte nicht, wie früher, nur der Gegenwart leben, ohne sich um den nächsten Augenblick zu beunruhigen. George hatte in ihr das Vertrauen getödtet, diese Blüthe der Seele, die nur einmal sich entfaltet, und schon erntete sie die bittern Früchte der Erfahrung.

«Du liebst mich,» sagte sie manchmal zu Henry mit leidenschaftlicher Schwermuth, «o ja, Du liebst mich wahrhaft! Deine Liebe ist für mich eine Wohlthat, ein Segen des Himmels. Solltest Du wohl glauben, daß es Augenblicke giebt, wo ich von Dir geliebt sterben möchte, ehe das harte Geschick mir diesen Schatz raubt! Eine trübe Ahnung sagt mir, daß dies meine glücklichsten Tage sind. Oft zittere ich in Deinen Armen, unter Deinen Küssen. Ich fühle mich zu glücklich. Wirst Du mich immer lieben, Henry? Wird dieses trauliche Beisammenseyn, welches Dich jetzt entzückt, stets denselben Reiz für Dich haben? Liebst Du mich nicht blos der äußeren Schönheit wegen? Du kennst die Welt und Dich selbst zu wenig. Du bist so jung, die Welt hat so viel Verführungen für ein unerfahrenes Gemüth. Vielleicht wirst Du mir einst vorwerfen, Deine Zukunft zerstört zu haben. Doch nein, Du bist gut, Du hast ein edles Herz, Henry! Das Geschick einer Frau, die Dir alles opfert, erregt Deine Theilnahme; Du wirst mich nicht in den Abgrund des Schmerzes versenken, aus dem Du mich errettet hast; Du wirst Dein Werk vollenden, nicht wahr, mein Geliebter? Dennoch zittere ich, und wünsche, daß Du mich beruhigest. Sieh mich an, damit ich den Himmel in Deinen blauen Augen erblicke, damit ich aus Deiner Stimme Trost und Glück schöpfe.»

Henry wurde von dieser Besorgniß entzückt; er machte Marianen sanfte Vorwürfe, beruhigte sie und

widmete ihr die zärtlichsten Liebkosungen; dann fragte er oft: «Aber wirst Du mich auch immer lieben? Wird unsere Vereinigung Dich stets entzücken? Werde ich Dir nie gleichgültig werden?»

Frau von Belnave beantwortete diese Fragen nur durch ein trauriges Lächeln, denn sie fühlte wohl, daß er scherze und diese Besorgnisse nicht wirklich empfinde; doch wenn er seine Fragen wiederholte, antwortete sie seufzend: «Du weißt wohl, Grausamer, daß Deine Liebe mein ganzes Leben ist! Du bist Deiner Macht zu gewiß, um Zweifel zu hegen. Giebt es außer Dir ein Glück für mich? Kenne ich eine größere Wonne, als Dich zu lieben? eine höhere Seligkeit, als von Dir geliebt zu seyn? Henry, Du bist meine ganze Welt, ich habe weder Verwandte, noch Freunde, meine Familie stößt mich aus, es bleibt mir nur eine Schwester, die für die arme Verbannte betet; und Du kannst im Ernste fragen, ob ich Dich immer lieben werde? Der Undankbare, dem ich Unsinnige mein erstes Gefühl weihte, behandelte mich hart und grausam. Erinnerst Du Dich meiner Verzweiflung? Du hast mich oft in Thränen zu seinen Füßen gesehn, wie ich ihn flehentlich um ein freundliches Wort, um einen sanfteren Blick bat; und Du Schutzgeist meines Lebens kannst mich fragen, ob ich Dich immer lieben werde?»

Henry drückte sie zärtlich ans Herz, doch seine Liebkosungen vermochten nicht ihre Zweifel zu verban-

nen und das entschwundene Vertrauen zurückzuführen. Diese Unruhe ging zuletzt in Selbstsucht über. Anstatt Henry seinen gesellschaftlichen Pflichten zurückzugeben, wünschte sie ihn gänzlich von Allen zu entfernen, um sich seines Besitzes ungestört erfreuen zu können.

Der nähere Umgang mit Bussy hatte ihr eine gewisse kalte Ironie mitgetheilt, die sie auf den Geist des jungen Mannes übergehen ließ. Sie gewöhnte sich daran, die Liebe als das einzige wahre Gut im Leben zu betrachten, dem man alles Uebrige ohne Rücksicht opfern dürfe. Anstatt die schlummernden bessern Gefühle in der Brust ihres Freundes zu erwecken, suchte sie jede Regung der Thätigkeit zu unterdrücken; wenn er daran dachte, sich eine würdige Zukunft zu gründen, hielt sie ihn durch Liebkosungen davon zurück.

«Lebe für Deine Freundin,» sagte sie ihm oft mit zärtlichem Tone; «was willst Du in der kalten, egoistischen Welt, die Dich nicht verstehen würde? Lebe in der Einsamkeit, vermeide die bittern Täuschungen, die Dein warmes Gefühl erkälten möchten. Möge meine Liebe Dein Stolz und Dein Ruhm seyn, und Du nie nach andern Gütern streben!»

Henry setzte ihren Vorstellungen nur einen schwachen Widerstand entgegen, da er sich selbst zu sehr an ihren Umgang gewöhnt hatte. Mariane wiederholte ihm so oft, daß eine edle Ruhe der Arbeit vor-

zuziehen wäre, bis er sich zuletzt über Alle erhaben glaubte, die um ihn her den noch von der Revolution erhitzten Boden bearbeiteten. Er hätte überdies im Nothfalle von den geringen Einkünften seines mütterlichen Vermögens leben können, da er nicht nach Reichthum strebte, und die Liebe allein sein ganzes Herz erfüllte. Dennoch lastete seine Unthätigkeit oft schwer auf ihm, sein Gesicht überzog sich mit glühender Schamröthe, wenn er bedachte, was andere junge Leute in seinem Alter leisteten; sein Auge funkelte, er beklagte bitter die verlorne Zeit, und entwarf Pläne für die Zukunft. Doch diese schöne Gluth erlosch unter Marianens Einfluß gleich einem Strohfeuer.

Sie hatte von Bussy die bewunderungswürdige Kunst erlernt, alle edlen, hohen Gefühle durch Spott zu dämpfen, und wendete alle Feinheit des Geistes, die ganze Macht des Gefühles an, um Henry von seinen Entwürfen abzuwenden. Sie vergaß, wie bitter sie sich von George gekränkt gefühlt hatte, wenn er die zartesten, heiligsten Gegenstände mit kaltem Spott entweihte, und wendete nun mit Erfolg bei Henry dasselbe System beißender Ironie an; Religionsmeinungen, politische Ansichten, gesellschaftliche Verhältnisse, alles stürzte unter ihren Sarkasmen zusammen, und wenn Henry enttäuscht und betrübt vor dem verfallenen Gebäude seiner Zukunft dastand, umschlang sie ihn zärtlich und sagte mit Schmeicheltönen: « Du beweinst die verlorene Zeit, Undankba-

rer! Betrauerst Du die seligen Stunden, die wir mit einander verlebten? Willst Du lieber eitlen Trugbildern des Ehrgeizes nachjagen? Du siehst nun wohl, wie recht ich hatte zu zittern und Deine Unbeständigkeit zu fürchten! Vielleicht glaubst Du, ich wünsche Dich in einer glänzendern Lage, umgeben von Macht und Reichthum, zu sehen? O nein! Bleibe arm und unbekannt, nur so kann ich Dich lieben, nur so kann ich Deiner Liebe gewiß seyn. Das Gefühl, welches ich für Dich empfinde, ist so edel und uneigennützig; könnte ich je etwas Höheres wünschen, als Deinen Besitz? O! die Welt kann nie eine strahlendere Krone auf Dein Haupt setzen, als die, womit Dich meine Liebe schmückt. Du hast mich glücklich und stolz gemacht, Henry, denn ich besitze einen Schatz, einen Diamant, der nur für mich leuchtet.»

Durch solche Reden gewann Frau von Belnave ihre ganze Macht wieder. Es schien ihr so süß, als unumschränkte Herrin über dies junge Herz zu gebieten; doch, seltsam genug, als sie ihres Glückes ganz gewiß war, als sie den Geliebten von der Welt abgesondert, mit tausend Banden an sich gekettet hatte, und sich nun im ungestörten Frieden ihres gelungenen Werkes erfreuen sollte, fühlte sie sich dennoch ängstlich und unruhig, eine trübe Ahnung lastete auf ihrem Herzen und störte ihre Ruhe, sie zitterte vor einer unbekannten Gefahr, die ihre Seele mit Furcht und Zagen erfüllte.

VI.

Für einen weniger befangenen Beobachter, als Henry, wäre es vielleicht auffallend gewesen, in der leidenschaftlichen Sprache Marianens einen Mangel an innerer Gluth zu finden, der sich in manchen Worten enthüllte, und den sie vielleicht selbst nicht ahnte. Glaubte sie nicht fest an die ewige Jugend ihres Herzens? Hatte sie wohl Zeit sich zu prüfen, da sie von dem Feuer der Leidenschaft des jungen Mannes mit fortgerissen wurde? Dennoch gab es Stunden, wo sie, von seltsamem Unbehagen ergriffen, sich ängstlich fragte, ob ihr Herz, von früherer Gluth versengt, noch einer dauernden Wärme fähig sey? Diese Stunden kamen selten und waren schnell vorübergehend, doch ließen sie einen geheimen Stachel zurück, der sich unmerklich tiefer grub.

Mit einiger Kenntniß der Naturgesetze, die so fest in der Ordnung der Dinge begründet sind, konnte man leicht den Ausgang dieser Verbindung vorhersagen. Henry's poetische Liebe, der Reichthum seines Gefühls, wie seine jugendliche Wärme, hatten Marianen anfangs berauscht und alle ihre Hoffnungen befriedigt; dennoch war sie, trotz ihres Glückes, erstaunt zu sehen, daß die menschliche Seele so enge Grenzen für die Freude habe, während sie so unendlichen Schmerz in sich aufnehmen könne. Henry's

glühende Leidenschaft riß sie unwiderstehlich mit sich fort, sie glaubte noch derselben Wärme fähig zu seyn, und fühlte nicht, daß George's Härte ihre Lebenskraft gebrochen und ihre schönsten, edelsten Regungen getödtet hatte. Oft wurde sie indessen von einem Gefühl der Traurigkeit und des Ueberdrusses ergriffen, das sie vergebens zu bekämpfen suchte und welches sich eines Tages besonders fühlbar machte.

Mariettens Bruder, Gärtner in Blanfort, war in Geschäften nach Paris gekommen, und wünschte Frau von Belnave zu sehen. Er hieß Leonard, war ein einfältiger, guter Bursche, von den Ufern der Creuse, der, auf dem Schloß von Vieilleville aufgewachsen, Marianen später nach Blanfort begleitet hatte.

Frau von Belnave glaubte sich bei seinem Anblick nach Blanfort versetzt. «Da bist Du ja, Leonard!» sagte sie verwirrt und hoch erröthend.

Leonard küßte ihr die Hand und erkundigte sich treuherzig nach der Gesundheit seiner jungen Herrin; denn nach der Aussage des Herrn von Belnave, der so die Abwesenheit seiner Gattin erklärte, hatte sie nur Blanfort verlassen, um die berühmten Aerzte in Paris zu konsultiren.

«Sie müssen eine gefährliche Krankheit haben, gnädige Frau,» fügte er hinzu, «denn es dauert schon sehr lange, alle Leute in Blanfort betrüben sich darüber, und doch sehen die gnädige Frau gar nicht

krank aus, man sollte es nicht glauben, daß sie schon seit drei Jahren kränkeln; nicht wahr, man sollte es gar nicht denken?» wendete er sich an Henry.

Henry ging ohne etwas zu erwiedern.

«Das ist wohl der Doktor?» fragte Leonard einfältig.

Mariane war in der größten Verlegenheit, da sie sich aber nach Herrn von Belnave erkundigen mußte, und nicht wagte seinen Namen auszusprechen, zog sie es vor zu fragen, wie alles zu Hause ginge.

«Ah! nicht zum Besten, gnädige Frau,» erwiederte Leonard, den Hut in den Händen drehend, «seit Ihrer Abreise ist alles verändert. Die Mutter Loriot hatte wohl recht, als sie neulich sagte, Sie wären die Freude von Blanfort gewesen.»

«Ich habe Euch ja meine Schwester gelassen,» unterbrach ihn Mariane, die sich solcher Theilnahme nicht würdig fühlte.

«Das ist freilich wahr, gnädige Frau,» antwortete Leonard, «aber es ist doch etwas Anderes, Jeder betete Sie an, die Landleute meinten, wenn Sie spazieren ritten und ihnen freundlich zunickten, Sie brächten ihnen das Glück für den ganzen Tag; wenn Sie am Arme des gnädigen Herrn im Eisenhammer erschienen, arbeitete man noch einmal so gern und sprach noch am Abend davon; meine Blumen blühten auch weit schöner, als Sie noch bei uns waren.»

«Ihr habt mich also nicht vergessen, Ihr guten Leute!» rief Mariane bewegt, während große Thränen über ihre Wangen rollten.

«Vergessen! wir unsere liebe gnädige Frau vergessen!» rief der ehrliche Bursche, ihr kräftig die Hand schüttelnd, «wie wäre das wohl möglich, da wir Sie alle so lieben! Aber, gnädige Frau, wenn man Sie im Dorfe vermißt, so ist das unter Ihrem Dache noch weit schlimmer. Man darf nur unsern Herrn ansehn, wie traurig er ist! Niemand wagt sich in seiner Gegenwart zu belustigen. Letzten Frühling, im Monat April, bekam er den Einfall, hinter dem Schloß einen englischen Garten anzulegen. Wir sprachen lange darüber hin und her, und konnten gar nicht recht einig werden. Ach, gnädiger Herr, sagte ich eines Tages, den rechten Fuß auf den Spaten gestützt und die Arme auf den Stiel gelehnt, es ist recht schade, daß unsere junge gnädige Frau abwesend seyn muß, die hätte uns gewiß einen guten Rath gegeben. Darauf drehte sich der Herr schnell um, ohne zu antworten, und seitdem ist nicht wieder die Rede vom englischen Garten gewesen. Herr Valtone geht auch nicht mehr auf die Jagd, seit seiner Rückkehr von Paris hat er kaum zwei Hasen getödtet. Ihre Frau Schwester sieht auch nicht vergnügt aus, und die blonde Denise versichert, daß Madame Valtone alle Sonntage während der Messe bittere Thränen weint. Marinette, Ihre Köchin, will nicht

mehr Ihre Lieblingsgerichte kochen, und seit Ihrer Abreise hat man keinen Waffelkuchen mehr im Schlosse gegessen. Marie, Ihr Pathchen, meint, die Kühe wären recht undankbar, so gute Milch zu geben, da die gnädige Frau doch nicht da ist, um sie zu trinken; endlich, Ihr armer Leonard freut sich gar nicht mehr über die schönen Blumen, das Gemüse will gar nicht reifen, die Früchte sind sauer. Wahrhaftig, die Mutter Loutil hat wohl Recht zu sagen, daß Sie die Sonne von Blanfort gewesen sind.»

«Armer Leonard!» rief Mariane tief bewegt, «denkst Du noch an die vergangenen Tage von Vieilleville?»

«Ob ich daran denke? Das will ich meinen! Ich habe mir ja dies Bein gebrochen, um Ihnen ein Vogelnest aus einer hohen Eiche zu holen; dieser Fall ist Schuld, daß ich nicht Soldat geworden bin, und das werde ich Ihnen stets danken!»

«Guter Leonard,» wiederholte Frau von Belnave gerührt, «sage, denkst Du denn nicht daran, Dich bald zu verheirathen?»

Leonard wurde feuerroth und stotterte verlegen: «Ei, gnädige Frau, ich denke wohl manchmal daran und meine, die blonde Denise wäre eine recht hübsche Frau für mich; doch, als ich unsern Herrn darüber befragte, antwortete er, ich wäre ein Thor und thäte besser, ledig zu bleiben.»

«Ah! der Herr hat Dir das geantwortet?» fragte Mariane betreten.

«Ja wohl, und ich denke, es ist nicht recht, daß er solche Rathschläge giebt.»

Mariane erwiederte nichts.

«Sie müssen nach Blanfort zurückkehren!» rief Leonard ungeduldig: «die Aerzte von Paris sollen mir nicht einreden, daß die Stadtluft gesünder ist, als unsere reine, herrliche Landluft. Kommen Sie nach Blanfort, beste gnädige Frau, die ganze Gegend wird sich freuen, Sie wieder zu sehen. Wie können Sie nur so von Ihrer Familie entfernt leben! Bei uns werden Sie bald frisch und munter seyn.»

Mariane schüttelte schweigend den Kopf. «Leb' wohl, Leonard,» sagte sie endlich, «leb' wohl!»

«Was soll ich denn in Blanfort ausrichten?» fragte Leonard aufstehend.

«Sage, daß Du mir von Blanfort erzählt, und Deine Worte mich zu Thränen gerührt haben.»

«Ja wohl, liebe gnädige Frau.»

«Jetzt küsse mich,» sagte sie, «ihm die Wange reichend.

Nachdem er sich vorher sorgfältig den Mund mit dem Rockärmel abgewischt, drückte Leonard einen kräftigen Kuß auf die Wange seiner Herrin, dann ging er und kehrte schnell an der Thür wieder um. «Bald hätte ich das Wichtigste vergessen!» rief er,

mehrere Gegenstände aus den weiten Rocktaschen hervorziehend und säuberlich auf den Tisch legend. «Hier sind zwei Flaschen Milch, die Ihnen Ihr Pathchen schickt, ein Kuchen, von Marinette gebacken, Hyacinthen-Zwiebeln, die ich selbst für Sie gewählt, und endlich ein Blättchen Papier, welches mir Ihre Frau Schwester für Sie mitgegeben hat.»

Dies Blättchen Papier war ein Brief von Noëmi. Mariane ergriff ihn hastig, und ließ den guten Leonard gehen, ohne ihm für seine Gaben zu danken.

Madame Valtone schrieb an ihre Schwester:

«Geliebte Mariane!

«Ich sinke im Geiste freudig an Deine Brust. «Erinnerst Du Dich des Abends, wo wir auf einer «Gartenbank saßen und den Himmel sanft anklagten, «unsere Ehe nicht gesegnet zu haben? Zwei junge «Frauen von Blanfort gingen singend über die Wiese «und jede trug ein Kind auf dem Arm. Damals «vermischte ich meine Klagen mit den Deinigen, und «Du riefst mit edler Aufopferung die Gunst des Himmels auf mich herab. Erinnerst Du Dich dessen, «theure Schwester?»

«Nun, freue Dich mit mir und danke Gott, ich «bin Mutter!»

«Soll ich es Dir gestehen? Neun Monate lang «habe ich diese Hoffnung unter meinem Herzen ge«tragen, habe dies zarte Leben mich mit Wonne durch-

«zucken gefühlt, und wagte nicht, es Dir mitzuthei-
«len. Willst Du alles wissen, geliebte Schwester?
«Dein Bild störte mein Entzücken. Dies Kind ge-
«hörte uns Beiden, ich fand es als einen Raub an
«Dir, es allein zu besitzen; doch, als ich in den
«Schmerzen der Geburt fast mein Leben verlor, dankte
«ich dem Himmel, mir den Schmerz gesendet zu ha-
«ben und Dir nur die Freude davon aufzubewah-
«ren. Die Vorsicht hat Dich erhört! Du wünschtest
«mir eine Tochter, und ich habe einer Tochter das
«Leben gegeben! Sie heißt Marie; es ist Dein zwei-
«ter und schönster Name. Jeder hier findet schon,
«daß sie Dir gleicht. Sie wird Deine Augen haben,
«das sanfte Oval Deines Gesichtes, Deine klare,
«freie Stirn. Ich habe ihr meinen Mund gegeben,
«um Dich zu küssen und Dir zuzulächeln.»

«Komm, neige Dich über ihre Wiege, sieh unser
«Kind an, wie schön es ist! Betrachte die großen
«Augen, die weiße Stirn, die lächelnden Lippen, die
«runden, weißen Aermchen, die sich nach Dir aus-
«strecken, und wiederhole mit mir: unser Kind! Ich
«verkünde mein Glück allem, was mich umgiebt, den
«Vögeln, den Bäumen, den Blumen, selbst den vor-
«überfliegenden Wolken!»

«Dein Name soll der erste seyn, den ihre Lip-
«pen stammeln; ich will, daß sie ihre zweite, abwe-
«sende Mutter kenne, denn Du wirst sie sehen, theure
«Schwester! Du wirst das holde Kind an Dein Herz

«drücken, mir seine Liebkosungen abstreiten. Laß mich «an glücklichere Tage glauben, laß mich hoffen, daß «der Engel der Versöhnung sich auf unser Haus herabgesenkt habe. Ich bin nur ein armes, schwaches «Weib und kann Gottes Rathschlüsse nicht erforschen; «doch, hätte er Dir wohl in Blanfort solche Freude «bereitet, wenn er Dich auf immer daraus verbannen wollte?»

«Leb' wohl, meine geliebte, theure Schwester! «Sorge für Dein Leben, welches Dir nicht mehr allein gehört. Unsere Tochter breitet Dir ihr kleinen «Arme entgegen.»

«Deine Noëmi.»

Dieser Brief drang wie ein schneidender Dolch in Marianens Herz. Sie liebte ihre Schwester zärtlich; doch, indem sie bedachte, daß sie allein ein Glück besitzen konnte, das sich nicht theilen läßt, und von dem ihr Noëmi so großmüthig die Theilung anbot, konnte sie sich eines Gefühls des Neides nicht ganz erwehren. Mit welcher Zurückhaltung die junge Mutter auch ihre Freude und ihren Stolz verbergen mochte, Frau von Belnave sah ihr Entzücken in jeder Linie nur zu deutlich hervorbrechen; indessen trug ihr besseres Selbst bald den Sieg davon, und sie dankte Gott, ihrer Schwester ein Glück bewilligt zu haben, dessen sie so würdig war. Sie drückte im Geiste das holde Kind ans Herz, das sie nie in der Wirklichkeit

küssen sollte, und ihre Einbildungskraft verirrte sich in neue, unbekannte Träume.

Blanfort erschien ihr unter einem neuen, heitern Anstrich, dagegen hatte sie Leonards Besuch in eine seltsame Schwermuth versetzt. Diese prosaische, gutmüthige Natur hatte sie aus der glühenden Atmosphäre der Poesie aufgeschreckt, und glich einem eisigen Meerwinde, welcher uns an einem schwülen Sommerabend kältend überrascht. Blanfort erschien ihr wie die grüne Oasis in der dürren Sandwüste, sie wiederholte mit gerührtem Lächeln die befreundeten Namen, die ihr Leonard genannt, bekannte Gestalten schwebten vor ihrem Auge, sie betrachtete mit Vergnügen die ländlichen Geschenke, und ihre glühende, ermattete Seele wurde durch die freundlichen Erinnerungen der Vergangenheit erfrischt und neu-belebt.

Henry überraschte sie in diesen Betrachtungen. Seine Gegenwart führte sie plötzlich in die Wirklichkeit zurück; in diesem Augenblick schien ihr die Leidenschaft fast eben so lästig, als einst die Erfüllung ihrer Pflichten. Niemals hatte der unbesonnene junge Mann sein Gefühl in glühendern Worten ausströmen lassen. Mariane hörte ihn mit geheimem Verdruß an. Henry schien die kleinen Geschenke, die Hyacinthen-Zwiebeln und den Kuchen Marinettens mit spöttischem Lächeln zu betrachten; seine dichterische Sprache kam ihr heute zum ersten Mal unwahr und übertrieben vor.

Da er sie so traurig und nachdenkend sah, verdoppelte der junge Mann seine Zärtlichkeit. Gegen Abend zog er sie an das geöffnete Fenster; die Sonne ging eben unter, in den schattigen Alleen der Gärten konnte man beim Schein der Abenddämmerung junge Frauen mit ihren Männern und Kindern gehen sehn. Fröhliches Gelächter erschallte hier und dort, und die Gruppen verloren sich unter den dichten Laubgängen. Henry stand neben Marianen, einen Arm um die Taille seiner schönen Freundin geschlungen, und suchte durch glühende, zärtliche Worte ihren Trübsinn zu verscheuchen.

«Ach!» rief er, sie fest an sich drückend, «Du bist mein ganzes Erdenglück! Die Liebe ist doch das einzige würdige Ziel unseres Strebens, und es wäre Thorheit, noch einen andern Wunsch zu hegen! Der Besitz Deines Herzens macht mich zum glücklichsten Sterblichen! Welch ein neuer Reiz umgiebt Dich täglich, theure Mariane! Du scheinst mir stets jünger und schöner zu seyn! Ich möchte mein Leben in Deinem Anschauen zubringen; Dein Auge erleuchtet, Dein Athem belebt mich! Die leise Berührung Deines Kleides macht mich zittern; mein Herz klopft ungestüm, wenn Du mir nahst! Du übertriffst meine kühnsten Träume! Dein Bild erscheint mir Nachts und scheucht den Schlaf von meinen Augenliedern. O! könnte ich für Dich sterben! Könnte ich Dir nur ein Opfer bringen! Fordre etwas Großes, Unmögliches! Ich

möchte Dir von jenen funkelnden Sternen eine Krone flechten, um Deine schönen Locken damit zu zieren! — Aber, wie traurig Du bist, Mariane! Was fehlt Dir? Hat man Dich schmerzlich an eine trübe Vergangenheit erinnert? Ich zürne Allen, die Dich betrüben! Aber, Grausame, darf Dich wohl eine bittere Erinnerung in meinen Armen verfolgen? Hast Du mir nicht oft betheuert, daß meine Liebe Dein Leben verschönere? Was kümmert uns Blanfort und die übrige Welt? Du ersetzest mir alles, Vaterland, Familie und Freunde!»

Er sprach noch lange in diesem Tone fort. Mariane hörte kaum auf ihn. Sie verfolgte mit dem Blick die Gestalten, welche sich in den Alleen hin und her bewegten, und hörte auf das fröhliche Geschrei der Kinder mehr, als auf Henry's Worte. Sie dachte an Leonards Erzählung und versetzte sich in Gedanken nach Blanfort, dort suchte sie Noëmi und deren kleine Tochter. Sie glaubte das Geräusch der Eisenhämmer, das Murmeln des Flusses zu hören. Doch Henry hielt sie an eiserner Kette. Wenn sie bei ihrer Schwester zu sitzen glaubte und sich über die Wiege neigte, um einen Kuß auf die Stirn des schlummernden Engels zu drücken, zog Henry an der Kette und führte Marianen heftig zu sich zurück. Sie zwang sich ihn anzuhören, ihm etwas zu erwiedern; doch hatte sie nicht die Kraft dazu, und versank in tiefe Träumereien, um ihnen aufs neue durch

die unerbittliche Zärtlichkeit des jungen Mannes entrissen zu werden.

Es war für Mariane ein unerträglich langer Abend; erschöpft wand sie sich endlich aus den Armen, die sie umschlangen, und eilte in ihr Schlafzimmer. Dort sank sie auf ein Sopha, verbarg das Gesicht in den Händen und rief mit erstickter Stimme: «Gott! wie oft habe ich den armen George so mit meiner Liebe gequält!»

VII.

Indessen hatte noch keine dunkle Wolke den Azur ihres Himmels getrübt. Frau von Belnave ließ sich nicht so leicht niederbeugen; sie hatte der Liebe zu viel geopfert, sie zu lange als das höchste Erdenglück betrachtet, um diesen Glauben so leicht aufzugeben. Sie bemühte sich sorgfältig, Henry ihre Entmuthigung zu verbergen, und suchte sich selbst über den Zustand ihres Herzens zu täuschen. Ihr Stolz empörte sich, zu gestehn, daß George Recht gehabt habe, sie wollte glücklich seyn, und suchte es sich selbst zu überreden. Doch nun begann für sie ein qualvolles Leben, stete Aufmerksamkeit auf sich selbst und ein unaufhörliches Studium, eine Heiterkeit zu erkünsteln, die sie nicht mehr empfand.

Henry, in der Unerfahrenheit seines Alters, sah und bemerkte nichts von allem, und glaubte in sei-

ner Verblendung fest an die Dauer von Marianens Liebe. Er begriff nicht, daß diese kaum genesende Seele großer Schonung bedurfte, und entzündete sie mit verzehrendem Feuer; er versengte die kaum erschlossenen zarten Blüthen neuer Gefühle und tödtete jede aufkeimende neue Regung. Das Uebermaß an Gefühl ließ ihn alle Klugheit vergessen, er verschwendete seine Zärtlichkeit, war zu allen Opfern bereit, vergaß seine Zukunft, seine männliche Würde, und verlor dadurch in den Augen seiner Geliebten. Er wußte nicht, daß es Selbstverleugnungen giebt, die von den Frauen nicht anerkannt werden, und daß der weibliche Stolz den Liebenden verwirft, der seine Würde vergißt; doch er berechnete nichts, er liebte.

Frau von Belnave, von der Leidenschaft Henry's betäubt und berauscht, hatte fast ihre frühere Heiterkeit wieder gewonnen, als ein unbedeutender Vorfall, dessen Folgen jedoch sehr einflußreich waren, sie über den wahren Zustand ihres Gemüthes aufklärte. Henry erfuhr, daß sein Vater bedeutend krank sey, und reiste ohne Zögern. Diese Abwesenheit sollte nur einige Tage dauern, dennoch war die Trennung schmerzlich. Viele Thränen wurden vergossen, manches zärtliche Wort gewechselt. Henry versprach schleunige Rückkehr, und Mariane war darauf gefaßt, die Zeit seiner Abwesenheit in Trauer und Trübsinn hinzubringen.

Alles kam jedoch anders.

Nachdem Frau von Belnave Henry bis zum Wagen begleitet, brachte sie den Tag über in aufrichtiger Betrübniß zu; doch am folgenden Morgen erwachte sie so heiter, daß sie selbst darüber erstaunte. Die Sonne blickte freundlich in ihr Zimmer, die Luft schien ihr erfrischender, ihre Brust athmete freier. Die Stunden vergingen pfeilgeschwind. Sie schrieb an Noëmi, fuhr spazieren und kam heiter wieder, der Tag verging, ohne daß sie großen Kummer über die Abwesenheit ihres Geliebten empfunden hatte.

Diese Abwesenheit verlängerte sich über Erwarten, Frau von Belnave ertrug sie mit vollkommener Resignation; es war für sie eine Zeit der Ruhe und Erholung, nur von Henry's Briefen unterbrochen, die sie beantworten mußte. Henry's Briefe waren glühend, Marianens Antworten mehr zärtlich als leidenschaftlich. Henry war nicht mehr da, um sie in dem Zustande fiebrischer Aufregung zu erhalten, der Beide bis jetzt getäuscht hatte; es war ihr unmöglich, Worte der Leidenschaft niederzuschreiben, ihre Feder weigerte sich, zärtliche Ausdrücke zu wiederholen, die ihr Mund so oft ausgesprochen hatte.

Sie befragte sich über diesen seltsamen Widerspruch, den Henry schon mit Schreck bemerkt hatte. Der feinste Verstand, der geübteste Menschenkenner kann manchmal von den Blicken und Worten des angebeteten Wesens getäuscht werden, doch nie von ihren Briefen; man kann an wenigen Zeilen der Ge-

liebten den Zustand ihres Herzens erkennen. Ist man geliebt, so herrscht in der Wahl der Worte ein unendlicher Zauber, der uns mit Entzücken durchdringt. Die Schriftzüge scheinen sich liebkosend zu umschlingen und dem glücklichen Geliebten entgegen zu lächeln. Die Liebe enthüllt sich in der kleinsten Phrase; aus dem erbrochenen Billet strömt ein geheimnißvoller, entzückender Duft, und beim Entfalten der Blätter weht uns die selige Gewißheit erwiederter Liebe an.

Indem er Marianens Briefe las, fühlte Henry einen kalten Schauer durch seine Adern rinnen. Er war seines Glückes zu gewiß, um den Schlag zu ahnen, der ihn bedrohte; dennoch öffnete er nie einen Brief ohne ein Gefühl berauschender Freude, und schloß ihn immer mit tiefem Seufzer. Was war die Ursache? Er wußte es selbst nicht. Oft wollte er Marianen seine Unruhe vertrauen, doch fand er keine Worte, alles auszudrücken, was ihn bewegte, und beschloß, den Kummer in seine Brust zu verschließen.

Für Marianen war diese Zeit ein wohlthätiger Ruhepunkt, sie kehrte nach und nach zu gemässigtern Ansichten zurück, ihr Geist öffnete sich neuen Genüssen.

Nach Henry's Abreise begab sie sich gewöhnlich ins **Bois de Boulogne**, nur von Marietten begleitet; dort suchte sie weder das Geräusch, noch die Menge, sondern wählte einige stille, schattige Alleen

in denen sie bis zur Abenddämmerung verweilte. Als sie eines Abends in diesen Lieblingsalleen ging, geschah es, daß diese Einsamkeit plötzlich von zahlreichen glänzenden Gruppen belebt wurde. Damen eilten, gleich schönen Amazonen, auf flüchtigen Rossen vorüber, von einem Schwarm junger Cavaliere begleitet, offne Wagen rollten leicht über den Sand. Einer enthielt mehrere allerliebste Kinder, Knaben und Mädchen; es war eine Auswahl jener schönen, eleganten Kleinen, denen man ihre hohe Geburt ansieht, und die in Paris nur in altadeligen Häusern angetroffen werden. Ein Herr zu Pferde begleitete den Wagen, und obgleich er noch jung schien, sah man doch an seinem zärtlichen Blick, daß er der Vater dieser kleinen Liebesgötter sey. Dann folgten ganze Familien, auf allen Gesichtern strahlte Frohsinn und Heiterkeit; junge Eheleute, die ihr Glück frei und öffentlich zeigen durften; eine junge Mutter, weiß wie Noëmi, die ein liebliches Kind auf dem Schooße hielt. Mit einem Wort, alle von den Gesetzen geweihten Verbindungen schienen hier zusammenzutreffen. Frau von Belnave, von allen diesen Gütern ausgeschlossen, mußte allen Stolz aufbieten, um ein Gefühl bitterer Reue zu unterdrücken.

Sie ging nachdenkend weiter.

Da sie das Gehölz verlassen wollte, bemerkte sie in einem offenen Wagen eine Familie, deren Schloß an Vieilleville grenzte; es war der Graf und die

Gräfin von M**, deren Töchter Marianens Jugendfreundinnen waren. Sie erkannten Frau von Belnave, und die jüngste wollte sich aus dem Wagen neigen, um sie anzureden; doch ein strenger Blick der Gräfin M** unterdrückte diese Aufwallung. Der Wagen fuhr langsam weiter, und Mariane erhielt nur einen kalten, eisigen Gruß; sie hatte nicht einmal den Trost, die Augen der jungen Gräfinnen mit Thränen des Mitleids benetzt zu sehen.

Sie eilte nach Hause. In ganz Paris war nicht eine Seele, die sie verstand und ihr Trost spendete; sie war allein, ganz allein! Den folgenden Morgen erhielt sie einen Brief von Henry; sie las ihn zu Ende, ohne Bewegung, ohne stärkeres Herzklopfen, dann zerknitterte sie das Schreiben in ihren Fingern, stützte das Haupt auf den Arm und versank in tiefes Nachsinnen. Was sie dachte, blieb ein Geheimniß; doch kündete der Brief die nahe Rückkehr ihres Geliebten an.

Er kam zurück wie der Sturmwind; seine Liebe, durch die Trennung erhöht, durch eifersüchtigen Verdacht gereizt, war glühender, anfordernder, stürmischer als je.

VIII.

Habt ihr je in der Sommerhitze eine lange Fußreise unternommen? Es kommt ein Augenblick, wo

der Körper, vom Gehen erhitzt, das Gefühl seiner Müdigkeit verliert, wo man nicht mehr an die glühenden Lippen, die brennenden Augen, die wunden Füße denkt und in halber Betäubung unaufhaltsam vorwärts eilt; doch wenn ihr, von einer schattigen Eiche am Wege angezogen, einen Augenblick unter dem kühlen Laubdache ausruht und dann wieder eure Wanderung fortsetzen wollt, ist es um eure Kräfte und euren Muth geschehen, eure wunden Füße wanken und die ermatteten Glieder versagen euch den Dienst.

Dies empfand Frau von Belnave bei Henry's Rückkehr. Als sie sich wieder nach kurzer Ruhe unter das eiserne Joch beugen sollte, fehlte es ihr an Kraft, sich zu erheben; doch Henry war da, gleich einem unerbittlichen Gläubiger! Vergebens wendete Mariane den bittenden Blick auf ihn, sie mußte ihm folgen. Ihr Herz war muthig, der Stolz unterstützte sie mächtig; dennoch konnte sie sich kaum aufrecht erhalten. Henry beobachtete sie mit finsterer Unruhe. Dem Anschein nach war nichts verändert, es war immer derselbe Austausch der Zärtlichkeit; doch wurde die Atmosphäre immer drückender, und das Gewitter drohte auszubrechen.

Henry litt, ohne sich die Ursache seines Grams erklären zu können; nichts gab ihm Anlaß zum Zweifeln. Mariane schien ihn mit derselben Gluth zu lieben, dennoch war er traurig. Da er Niemand an=

zuklagen wußte, wurde seine Laune ungleich, er war heftig und reizbar, in den Stürmen der Leidenschaft suchte er Beruhigung für sein krankes Gemüth. Er gefiel sich darin, das Herz seiner Geliebten zu foltern, um Thränen in diese Augen zu locken, die schon so viel geweint hatten. Er glaubte in diesen Thränen einen Beweis ihrer Liebe zu finden, und rief die Schmerzen der Vergangenheit hervor, um seine Grausamkeit zu unterstützen. Er wußte selbst nicht, was ihn quälte, und fragte sich, woher diese fieberhafte Aufregung und Reizbarkeit kämen? Dann blickte er ängstlich um sich, und wußte nicht, daß es die Vorahnung seines Schicksals war, die ihn so stachelte und quälte.

Es waren anfangs Scenen, die sich durch Liebkosungen und Thränen endigten; doch bald formten sich drohende Gewitter, wo die Worte gleich Blitzen die Luft durchzuckten und einschlugen. Solche Wunden vermag eine Stunde der Versöhnung nicht mehr zu heilen. Junge, glühende Herzen, voller Lebenskraft und Wärme, gefallen sich in solchen Stürmen der Leidenschaft, doch ermüdete Seelen gehen darin unter.

Nach solchen Scenen, die jetzt immer häufiger wiederkehrten, sagte Mariane oft zu Henry: «Sie sind ohne Schonung und spielen grausam mit meinem Herzen. Sie vergessen, was ich schon gelitten, und daß ich mich nach Ruhe sehne; Sie aber tödten

mich. Finden Sie einen Genuß in meinen Thränen? Ist Ihnen meine Liebe weniger süß als mein Schmerz? Wenn das ist, nehmen Sie mein Leben, es gehört Ihnen; doch Sie wissen nicht, was Sie thun! Nein, Sie wissen nicht, welchen Kummer Sie mir durch Ihre Heftigkeit verursachen! Henry, Sie werden uns Beide unglücklich machen. Wenn es sich nur von mir handelte, dann würden diese Schmerzen mir leicht und angenehm scheinen, ich würde mir nie eine Klage erlauben; doch die Qualen meiner Seele können Ihren Gram nicht lindern, grausames Kind, Sie selbst sind auch nicht glücklich!»

Henry küßte dann weinend ihre Hände, klagte sich der Undankbarkeit an, weinte, flehte, betheuerte, daß er sich unendlich glücklich fühle, und bat um ihre Verzeihung. Wenn dann Mariane nach solchen Auftritten schweigend, muthlos und niedergeschlagen dasaß, zog er sie ans Herz und suchte durch tausend Liebkosungen ihren Trübsinn zu zerstreuen.

«Du weißt ja, daß ich Dich liebe,» sagte er schmeichelnd, «daß ich Dich immer anbeten werde. Beunruhige Dich nicht, mich oft hart, reizbar, heftig zu sehen! Weiß ich doch selbst nicht, was in mir vorgeht; ich weiß nichts, außer daß ich Dich über alles liebe! Fürchte nichts, ich gehöre Dir an! Lehne Dich ohne Zittern an mein Herz, verbanne jede Furcht; meine Liebe endigt nur mit meinem Leben. Kenne ich denn ein schöneres Loos, als Dich zu beschützen?

Habe ich nicht der Welt entsagt, um Dir zu gehören, Mariane, und Du kannst an mir zweifeln? Verscheucht ein Strahl Deiner Augen nicht alle Wolken des Unmuthes? Der Himmel kann nicht immer heiter und wolkenlos seyn; doch nach dem Sturme strahlt die Sonne desto glänzender.»

Frau von Belnave bemühte sich zu lächeln und einen dankenden Blick auf ihn zu richten; doch seine Worte verdoppelten ihren Trübsinn, das Vertrauen und die Sicherheit des jungen Mannes thaten ihr weh, und seine Zärtlichkeit war ihr drückender als sein Zorn.

Sie kämpfte mit Heldenmuth, dennoch war jeder Reiz des Lebens für sie dahin. Dieses Beisammenseyn, welches sie früher so entzückt hatte, lastete jetzt auf ihr gleich den Mauern eines Gefängnisses. Das abentheuerliche Leben, welches sie sonst so geliebt, dieser Austausch des Reichthums und der Armuth, welchen sie anfangs so poetisch gefunden, erschienen ihr jetzt als eine lächerliche Ueberspannung oder Kinderei. Sie wagte nicht es Henry zu gestehen, der diese Gewohnheiten zu sehr liebte, um ihnen zu entsagen; doch, wenn der Tag kam, wo sie im Winter die weichen, warmen Teppiche, oder im Sommer das frische, kühle Boudoir verlassen sollte, um in Henry's Dachstübchen zu frieren, oder im Sommer unerträgliche Hitze zu dulden, konnte sie kaum ihren Unmuth verbergen, und folgte ihm mit langsam zögerndem

Schritt. Oft bemerkte er es, dann brach ein neues Unwetter los, das Mariane nur besänftigen konnte, indem sie einen Enthusiasmus heuchelte, der in ihrer Seele erloschen war. Dabei wurde Henry täglich finsterer, unruhiger, stürmischer. Mariane konnte sich keine Zerstreuung erlauben, ohne die bittersten Vorwürfe zu hören.

Indem sie endlich begriff, daß die Liebe nicht hinreichte, alle Augenblicke ihres Lebens auszufüllen, hatte sie gern die Besuche einiger ausgezeichneter Männer aus ihrer Heimath angenommen. Sie fühlte den Wunsch, einen angenehmen Umgang zu haben; doch Henry zeigte jedem Gast ein Gesicht, das man nicht zum zweiten Mal zu sehen wünschte. Finster und schweigend in einem Winkel sitzend, nahm er an der Unterhaltung gar keinen Antheil, und heftete auf Alle drohende, mit Wuth erfüllte Blicke. Frau von Belnave gerieth dadurch in die größte Verlegenheit und wußte nicht, wie sie Henry's seltsames Benehmen entschuldigen sollte. Dies gab einen neuen Anlaß zu Zwistigkeiten, die bald heftiger als je ausbrechen sollten.

Eines Tages empfing Mariane den Besuch eines Vicomte von L***, eines Edelmannes aus der Umgegend von Blanfort und ihr weitläuftiger Verwandter; er kam, jährlich drei Wintermonate in Paris zuzubringen, da er behauptete, es sey einem Edelmann unmöglich, sein Geld mit Ehren in der Provinz los

zu werden. Er sparte das ganze Jahr hindurch, um in der Hauptstadt einen gehörigen Aufwand machen zu können.

«Ich bin gewiß, daß Sie hier viel Geld verschwenden,» sagte Frau von Belnave.

«Ziemlich viel, Cousine, besonders während der zwei ersten Monate!» rief der Vicomte mit triumphirender Miene.

«Warum haben Sie mich nicht früher besucht?»

Der Vicomte schwur bei den großen Göttern, daß er sich erst seit acht Tagen in Paris befände. Mariane behauptete lächelnd das Gegentheil, und der gute Vicomte ergoß sich in Betheuerungen und Schmeichelreden, die Marianen das Blut ins Gesicht trieben und Henry's Wuth erregten. Der Vicomte beobachtete ihn mit Unruhe und fragte sich, wer denn der junge Wolf sey, der dort im Winkel sitze und so grimmige Blicke auf ihn schösse?

Als er Abschied nahm, blieb er an der Thür stehn und fragte, mit einem Seitenblick auf Henry, ziemlich laut: «Der Herr ist wohl ein Verwandter?»

«Nein, mein Herr, es ist ein Liebhaber!» rief Henry bleich und bebend vor Zorn.

Der Vicomte grüßte schweigend und ging.

«Sie sind wahnsinnig, Henry!» rief Frau von Belnave tief verwundet.

Henry stand auf und nahte sich ihr mit bleichen, bebenden Lippen.

«Sie sind von Sinnen!» wiederholte sie unwillig. «Für wen wollen Sie mich hier ausgeben? Wollen Sie alle Freunde von mir entfernen? In Wahrheit, ich weiß nicht, wie ich Ihr Benehmen nennen soll!»

«Aber ich!» sagte Henry, ihre Hand krampfhaft drückend. «Ich bin sehr froh, eine Gelegenheit zu finden, um Ihnen frei meine Meinung zu sagen, denn dies dauert schon zu lange: Mariane, Ihr Benehmen ist unwürdig, schändlich!» —

«Ach, lassen Sie mich!» rief sie, sich bemühend ihre Hand loszuwinden.

«Nein, Sie sollen mich hören!» fuhr Henry fort. «Ich wiederhole es: Ihr Betragen ist schändlich! Sie fragen mich, warum ich so handle? Bin ich nicht Ihr Geliebter? Sie wollen wissen, ob ich beschlossen habe, alle Freunde von Ihnen zu entfernen? Ja, das will und werde ich! Seit einiger Zeit gehen hier seltsame Dinge vor; ich finde, daß Sie sehr schnell vergessen, was Sie sonst zu beglücken schien. Haben Sie mir nicht zuerst gesagt: Verlasse die Welt, entsage einer Zukunft voll Ruhm und nützlicher Thätigkeit; verlasse mich nicht, meine Liebe soll dir alles ersetzen! Sprachen Sie nicht so? Haben Sie mich nicht von der Welt entfernt, von aller Thätigkeit ausgeschlossen? meinen Ehrgeiz unterdrückt? Reden Sie! Jetzt genügt Ihnen meine Liebe nicht mehr! Sie streben nach der Achtung der Welt! Sie

fürchten sich zu erniedrigen! Jetzt ist es wohl Zeit, daran zu denken! Sie empfangen Gesellschaft und wollen, daß ich die Verachtung überlästiger Thoren dulde! Nein, das will ich nicht! hören Sie wohl, ich will es nicht!»

«Sie wollen es nicht!» murmelte Mariane, die Achseln zuckend.

«Jetzt will ich nichts mehr, Madame!» erwiederte Henry kalt: «Sie sind frei!» Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

«Ich Unglückliche!» rief Frau von Belnave in Verzweiflung, «ich wünschte eine unendliche, glühende Liebe, ein Herz, das nur mir allein gehörte! Mein Flehen ist erhört! ich habe, was ich vom Himmel erbat, und bin grenzenlos elend!»

Sie war vernichtet, nie hatte die Kette der Pflicht so schwer auf ihr gelastet. Niemals hatte die Härte George's ihr so drückend geschienen, als jetzt Henry's Zärtlichkeit. Sie dachte mit Bitterkeit an Bussy's letzte Worte in der Nacht ihrer Trennung, und beklagte laut ihr unseliges Geschick. Dann schämte sie sich ihres Egoismus wegen, und dachte an die Leiden, die sie dem armen jungen Manne verursachte, der sein ganzes Leben ihr geweiht hatte. Sie faßte einen heldenmüthigen Entschluß, erinnerte sich der seligen Stunden, die sie mit Henry verlebt, schalt Bussy einen Lügner, und fand in ihrem Gedächtniß die Liebe wieder, die sie vergeblich in ihrem

Herzen suchte. Stolz, Mitleiden und Rührung thaten das Uebrige. Sie stand rasch auf, eilte zu Henry, und flog wie sonst mit leichtem Tritt die hohe, steile Treppe hinan. Henry war abwesend und fand bei seiner Rückkehr Marianen, die ihn mit Ungeduld erwartete. Sie flog an seinen Hals, verschwendete die süßesten Namen, die zärtlichsten Liebkosungen, sie wollte ihre Verzeihung zu seinen Füßen erflehen; doch er zog sie liebevoll ans Herz, ihre Küsse verschmolzen sich, nie waren sie glücklicher gewesen. Letztes Aufleuchten eines erlöschenden Gestirns!

Die schöne Aufwallung ging schnell vorüber, nach einigen Wochen war alles wie früher. Mariane war von der Höhe ihres Enthusiasmus herabgesunken, Henry zeigte sich wieder finster und anfordernd; das Gewitter grollte über ihren Häuptern.

Bald wurden ihre Zwistigkeiten nicht mehr durch Versöhnungen geschlichtet, und ganze Tage gingen schweigend und unangenehm vorüber. Ihre müßigen Stunden waren durch nichts mehr ausgefüllt, sie gefielen sich nicht mehr darin, frühere Erinnerungen zu erwecken; die Gegenwart stand in zu schneidendem Gegensatz mit der seligen Vergangenheit. Die Langeweile lastete drückend auf Beiden. Henry's Unthätigkeit empörte Frau von Belnave im höchsten Grade; er lebte nur seinem Schmerz, wie er früher nur seiner Freude gelebt hatte. Sie tadelte ihn, so müßig seine schönsten Jahre zu verträumen, und klagte

ihn der Trägheit an. Das Herz einer Frau ist ein unauflösliches Räthsel. So lange der Zauber währt, ist das geliebte Wesen ein Gott in ihren Augen, mit allen Vollkommenheiten geschmückt; doch ist der Zauber zerstört, so sinkt der Halbgott zu einem Nichts herab, und alle schönen Eigenschaften, die sie sonst entzückt, erscheinen ihr nun als eben so viel Mängel.

Von der Verantwortlichkeit, die sie übernommen, erschreckt und beunruhigt, wagte Mariane manchmal, Henry zum Arbeiten zu bewegen; sie stellte ihm vor, wie schmachvoll der Müßiggang für einen jungen Mann wäre, und hoffte ihn dadurch zur Thätigkeit anzuspornen. Doch dann brach Henry in den heftigsten Zorn aus, und machte ihr die bittersten Vorwürfe.

«Ach, jetzt beklagst Du meine verlornen Tage!» rief er außer sich: «Du nennst die Tage verloren, die ich Dir weihte! Die Liebe scheint Dir also nicht mehr der würdigste Zweck des Lebens.»

Mariane schwieg beschämt, es waren ihre eigenen Worte, die Henry wiederholte. Das Geschehene ließ sich nicht wieder gut machen. Die Unvorsichtige hatte die Bande zu fest geknüpft, um sie wieder auflösen zu können. Ihre Lage wurde immer unerträglicher, die Hölle mit ihren Qualen und ihrer Verzweiflung war nichts gegen ein solches Leben.

Mariane leerte den Kelch des Leidens bis auf die Hefen; täglich mußte sie harte, bittere Worte und

Vorwürfe hören; die Unglücklichen warfen sich gegenseitig ihr Elend vor. Es gab Augenblicke, wo Henry fast ein Gefühl des Hasses gegen Marianen empfand; er fühlte dann eine geheime Freude, ihr Thränen zu entlocken, sie langsam mit höhnischen Worten zu foltern, bis er, von ihrem Schmerz gerührt, sie zärtlich um Verzeihung bat.

Eines Abends saß sie schweigend am offenen Fenster, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Der Tag war ruhig dahingegangen; Henry hatte öfter versucht, den Frieden zu stören, doch Mariane, des Kampfes müde, hatte sorgfältig jede Gelegenheit vermieden. Sie schien ruhig und nachdenkend, ganz mit den Rosen beschäftigt, die unter ihren geschickten Fingern erblühten.

Henry ging unwillig auf und nieder, es war ihm verdrießlich, Marianen emsig arbeiten zu sehen, während er müßig war. «Sie werden die Augen verderben!» rief er endlich, ihr die Arbeit wegnehmend und wieder auf und ab gehend.

Mariane nahm schweigend ein Buch und las.

Diese Gleichgültigkeit empörte den jungen Mann, der nur ein Wort von seiner Geliebten erwartete, um sich zu ihren Füßen zu setzen und traulich mit ihr zu plaudern. Er warf sich auf einen Divan und sagte, sich mit verstelltem Gleichmuth zu ihr wendend: «Ich habe diesen Morgen eine Neuigkeit gehört, die Sie vielleicht interessirt, Mariane.»

«Was denn?» fragte sie, ohne ihre Lectüre zu unterbrechen.

«George Bussy hat sich verheirathet,» antwortete er.

Frau von Belnave blieb schweigend und unbeweglich, die Augen auf das Buch geheftet.

«Ja,» fuhr er langsam fort, «er ist verheirathet, und noch seltsamer, sein Herz soll sich in dieser Verbindung ganz verjüngt haben. Er betet seine Frau an, wie es heißt. Man muß gestehen, seine Wahl ist vortrefflich; das reichste Mädchen, die lieblichste Jungfrau auf zwanzig Meilen in der Runde. Ich kenne sie, sie ist ein reizendes, bescheidenes Veilchen, in der Einsamkeit erblüht, das seinen Werth selbst nicht kennt. Unser Freund konnte nicht besser wählen. Er genießt der allgemeinen Achtung seiner Mitbürger; man sagt, daß er gewiß als Deputirter gewählt wird, dann können wir ihm unsere Glückwünsche darbringen. — Aber dies Buch scheint Sie ja sehr zu interessiren! Was ist es denn für ein Werk?» fügte er aufstehend hinzu: «Sie lesen ja schon so lange an einer Seite!» Er näherte sich Marianen und nahm ihr kalt das Buch aus den Händen; die Blätter waren ganz feucht.

«Sie weinen?» fragte er.

Mariane erwiederte nichts.

«Warum weinen Sie?» fragte Henry, heftig ihre Hand fassend.

«Ich weiß es nicht,» sagte sie leise, die Augen trocknend.

«Aber ich weiß es, und will es Ihnen sagen!» rief er zornig.

«Nein, nein!» bat Mariane mit flehender Stimme, «Sie wissen es nicht! Sagen Sie nichts, lassen Sie mich reden. Sie kennen die Welt nicht, Henry! Sie sind ein Kind! Nun ja, ich weine; doch verzeihen Sie mir, diese Thränen können Sie nicht beleidigen. Was soll ich Ihnen sagen? Ich kann mich nicht verhindern zu weinen, wenn ich einen Mann in der Welt glänzen sehe, aus der er mich verbannte. Es ist vielleicht eine Schwäche von mir; doch kann ich nicht dafür, ich bin nur ein armes, schwaches Weib.»

«Sie beweinen also die Güter des Lebens, die Achtung der Welt!» rief der unerbittliche junge Mann: «Meine Liebe ersetzt Ihnen nicht alles, was Sie verloren! Die Opfer waren für George, mir bleiben nur die Vorwürfe!»

Der Streit dauerte noch lange fort. Die folgenden Tage waren nicht friedlicher.

Oft unterbrach sich Henry mitten in seinem Zorn und rief, von seiner eigenen Stimme erschreckt: «O Gott, was geht in mir vor! Welche schreckliche Veränderung! Verzeihung, arme Dulderin! Ich bin ein Ungeheuer, welches Du hassen mußt! Warum sind wir nicht mehr so glücklich als sonst? O mein Gott,

was habe ich gethan, um diese Strafe zu verdienen! Woher kommt diese verzehrende Unruhe? Es ist nicht Wahnsinn, es ist die schreckliche Gewißheit, nicht mehr geliebt zu seyn, die mich foltert!»

Als Mariane zum ersten Mal klar einsah, daß Bussy's Herz erkaltet sey und er nichts mehr für sie fühle, war es gewiß ein fürchterlicher Augenblick, sie glaubte vor Schmerz vergehen zu müssen; doch als Henry's Geliebte jetzt klar in ihrem eigenen Herzen las, und es gänzlich erkaltet fand, stieß sie einen Schrei des Schmerzes aus und glaubte diesen Augenblick nicht überleben zu können, sie glaubte nie so viel gelitten zu haben. Nach der Trennung von George blieb der Armen noch ein Strahl von Hoffnung, doch jetzt war alles, alles dahin.

In diesem schmerzlichen Kampfe waren es Noëmi's Briefe allein, die Trost und Ruhe in ihre gebeugte Seele gossen.

IX.

Sie wollte indessen ihr herbes Loos muthig ertragen. Da sie sich nicht mehr selbst täuschen konnte, wollte sie wenigstens Henry in Unwissenheit über sein Schicksal lassen; doch mußte sie diesem Gedanken bald entsagen, Muth und Kraft verließen sie, ein fürchterlicher Druck lastete auf ihrem Daseyn, oft war ihr Henry's Gegenwart sogar zuwider. So belohnte

sie die innige Liebe des jungen Mannes, der ihr das Leben gerettet und sie durch seine Zärtlichkeit geheilt hatte! Sie vergalt seine Liebe mit Undank und klagte den Himmel an, der ihr das Glück sandte, wenn sie es nicht mehr genießen konnte.

Doch was litt Henry! Seine Heiterkeit verschwand, Todtenblässe bedeckte seine Wangen, das Auge war matt und erloschen, seine Pulse klopften fieberhaft, er lief oft ganze Nächte hindurch wie unsinnig in den Straßen umher, und wenn er Morgens in sein Zimmer zurückkehrte, sank er erschöpft und zum Tode matt auf sein Lager und suchte im Schlafe vergebens Vergessenheit seiner Leiden. Aengstliche Träume schreckten ihn auf, er rief den Namen Mariane bald zärtlich, bald in Wuth, und suchte sich dann wieder zu überreden, daß sie ihn noch liebe wie sonst, und er ein Thor sey, sich mit Zweifeln zu quälen.

Eines Tages saß Henry in seinem einsamen Stübchen, er kam so eben von Marianen, die sich gegen ihn hart und grausam gezeigt hatte. Der junge Mann lehnte schmerzvoll sein Haupt in die Hand und zerfloß in Thränen. Plötzlich ging die Thür auf, ein Strahl von Freude glänzte in seinen feuchten Augen, er erhob den Kopf und sah sich George gegenüber. Bussy reichte ihm die Hand, doch Henry zog die seinige zurück und wendete sich finster ab. Nachdem ihn George eine Weile schweigend betrach-

tet, zog er sich nachdenkend zurück, ohne ein Wort zu sagen.

Lange ging er sinnend durch die Straßen, dann faßte er einen Entschluß und erkundigte sich in Marianens früherer Wohnung nach ihrem jetzigen Aufenthalte; eine Stunde später trat er bei ihr ein.

Vergebens suchte Mariane sich bei seinem Anblick von ihrem Platz zu erheben, ihre Kniee wankten, das Wort starb auf ihren Lippen. Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, um ihre Scham und Bewegung zu verbergen.

George nahm einen Sessel und betrachtete sie eine Zeitlang mit Theilnahme. «Mariane...» sagte er endlich bewegt.

Bei diesem Namen, der wie ein Echo längst verklungener Tage in ihre Seele drang, blickte ihn Frau von Belnave mit Staunen und Schreck an.

«Gnädige Frau,» begann er von neuem, «ich komme, eine heilige Pflicht zu erfüllen, und habe nicht gefürchtet, durch meine Gegenwart ihren Haß aufs neue zu erwecken.»

«Ich hasse Sie nicht,» erwiederte Mariane leise.

«Ich sagte Ihnen wohl, daß Sie mich einst nachsichtiger beurtheilen würden,» fuhr George langsam fort. «Sie selbst, eines glücklichern Looses würdig, konnten dem allgemeinen Geschick der Sterblichen nicht entgehen. Sie sind geliebt, und können diese Liebe nicht mehr erwiedern.»

«Wer sagt Ihnen das?» fragte Mariane stolz.

«Ich weiß es nur zu gut,» sagte George, traurig den Kopf schüttelnd.

«Ach, Sie haben recht!» rief sie mit einem schmerzlichen Seufzer. «Vergebens habe ich gekämpft und geduldet! Mein Herz ist erstorben, und Sie tragen die Schuld davon.»

«Nicht ich, Mariane,» erwiederte George sanft, «klagen Sie den Himmel an, der unser Herz so wankelmüthig schuf und es einer dauernden Wärme unfähig machte. Uebrigens bin ich gekommen, Ihnen zu helfen, das Geschehene wieder gut zu machen.»

«Ist dies denn möglich? Mein Gott!» rief sie verzweifelnd. «Er verlangt von mir ein Gefühl, welches ich ihm nicht mehr bieten kann. Meine Freundschaft genügt ihm nicht; er kann und will mich nicht verstehen.»

«Haben wir nicht wie er gedacht?» fragte George. «Die Stunde der Erkenntniß ist für ihn noch nicht gekommen, wir müssen ihn zu retten suchen.»

«Reden Sie, was soll ich thun?»

«Haben Sie Muth?»

«Wozu?»

«Ihn zu verlassen.»

«Ihn verlassen! Nein, niemals!» antwortete sie mit edlem Unwillen.

«Sie müssen ihn verlassen!» sagte George kalt: «Ihre Seele ist großmüthig, ich weiß es, Sie

würden eher sterben, als feige zurücktreten; doch gilt es hier sein Wohl, nicht das Ihrige. Er kann noch glücklich werden.»

«Wenn es so ist, wenn ich seinem Glücke im Wege stehe, werde ich ihm ohne Murren dies letzte Opfer bringen; doch kann ich den Anblick seines Schmerzes nicht ertragen, hoffen Sie daher nicht, daß ich dies Band zerreiße.»

«Es muß seyn!» sagte George fest. «Er kann und will Sie nicht verstehen, sagen Sie. Um seinetwillen müssen Sie sich hart und grausam zeigen, ich beschwöre Sie darum! Aus Mitleiden für ihn seyen Sie fest und unerbittlich. Ja, Mariane, Sie sind ein Hinderniß in seinem Leben. Sein alter Vater sehnt sich nach ihm, er beklagt den Sohn, dessen Jugend so ungenützt vorübergeht. Man tadelt Sie sogar.»

«Was soll ich sagen?» fragte Mariane, von diesen Vorwürfen erzürnt. «Er thut nichts, er will nicht arbeiten!»

«Er liebt!» antwortete Bussy, «dies Gefühl scheint ihm jetzt der höchste, einzige Zweck des Lebens. Wir müssen ihn retten und nicht anklagen. Erwecken Sie in seinem Herzen alle edleren Gefühle, um ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen. Er wird Sie jetzt verfluchen, einst aber segnen.»

«Sie kennen ihn nicht, er wird sterben!»

«Nein,» sagte George, «er wird den Schmerz überleben, gleich uns. Was hoffen Sie bei der Fortdauer einer Verbindung, die Ihnen Beiden drückend ist? Was erwarten Sie von der Zukunft? Sie können die erloschene Flamme in Ihrem Herzen nicht wieder beleben, das erschütterte Vertrauen bei ihm nicht wieder befestigen; Sie dürfen auf kein Glück mehr rechnen.»

«Ach, ich weiß es wohl!» murmelte sie schmerzlich: «Doch, er hat mich allein auf der Welt, ich darf ihn nicht verlassen.»

«Ein Freund wird ihm zur Seite stehen und seine sinkende Kraft unterstützen. Ueberlassen Sie mir die Sorge, über sein Leben zu wachen; er soll Ihr Andenken stets rein in seinem Herzen bewahren.»

Frau von Belnave schwieg lange und kämpfte, ob sie George's Vorschlag annehmen sollte. «Nein, niemals!» rief sie endlich mit festem Tone: «Die Liebe ist nicht allein ein Fieber der Jugend, eine flüchtige, vorübergehende Aufwallung; sie ist etwas Edleres. Ich liebe ihn noch, zwar ohne Gluth und Leidenschaft....»

«Ja,» unterbrach sie George, «Sie lieben ihn aus Pflichtgefühl und Mitleiden; doch diese Liebe ist schlimmer als Haß.»

«Wie dem auch sey, mein Entschluß ist gefaßt., Wir sind unauflöslich an einander gebunden und dürfen uns nicht verlassen.»

«Denken Sie nach,» sagte George aufstehend: «Vielleicht werden Sie bald mit Freuden den Vorschlag annehmen, den Sie jetzt verwerfen. Wenn ich Ihnen nützlich seyn kann, schreiben Sie mir ein Wort, ich werde kommen.» Er verbeugte sich und wollte gehen.

«Aber Sie, George,» fragte traurig Mariane, «wie leben Sie jetzt? Sind Sie glücklich? Man sagt, Sie wären verheirathet?»

«Ja wohl!» antwortete Bussy: «Ich habe keine Ausnahme von den Uebrigen gemacht. Fast immer endigen die Schwärmereien der Jugend auf prosaische Art; wer will den Lauf der Welt ändern?» Er ging, nachdem er höflich ihre Hand geküßt hatte.

«Das ist die ewige Liebe, die er mir gelobte!» rief Mariane mit schmerzlicher Bitterkeit.

Indessen wurde ihre Lage immer unerträglicher. Henry wollte gewaltsam ein Herz zurückhalten, das ihm zu entrinnen schien. Er vergaß Stolz, Würde und flehte weinend um Marianens Liebe. Sie kämpfte noch, doch kamen ihr Bussy's Worte fortwährend ins Gedächtniß und störten sie sogar im Schlafe; zwar wies sie diese Gedanken noch unwillig zurück, doch bald sollte sie durch ein unerwartetes Ereigniß anders gestimmt werden.

Herr Felqueres starb; Henry befand sich dadurch plötzlich im Besitz eines ziemlich ansehnlichen Vermögens. Obgleich er seinen Vater nicht sehr ge-

liebt hatte, betrauerte er ihn doch aufrichtig. Frau von Belnave suchte seinen Kummer durch liebevolle Tröstungen zu mildern; doch fühlte sie im Geheimen eine verbrecherische Freude, den jungen Mann jetzt reich und unabhängig zu sehen: sie hoffte nun, sich von dem drückenden Joch befreien zu können. Lange widerstand sie noch; doch bald fühlte sie, daß ihre Lage nicht mehr zu ertragen sey, und rief George zu ihrem Beistande.

Er erschien sogleich.

«Sie tragen den Sieg davon!» sagte sie ihm. «Wenn es sich nur von mir handelte, würde ich alles dulden; doch er muß gerettet werden. Versprechen Sie mir aber, für sein Leben zu bürgen?»

«Ich bürge für sein Leben.»

«Sie versprechen mir, ihn zu trösten, seine Verzweiflung zu mildern, sein Freund und Bruder zu seyn?»

«Ich verspreche es feierlich.»

«Sie werden ihm oft von mir reden?» fügte sie tief gerührt hinzu: «Wird er mir nicht fluchen?»

«Er wird es nicht, ich schwöre es Ihnen.»

«Sagen Sie ihm, daß ich ihn unaussprechlich geliebt habe,» rief sie weinend, «daß ich mein Leben mit Freuden opfern würde, um ihn glücklich zu sehn. Sagen Sie ihm, daß ich sehr zu beklagen bin, daß ich mich seinetwegen opfere und den Tod mit Sehnsucht erwarte.»

«Er soll alles wissen,» sagte George.

«Sein Andenken wird mir überall folgen, er soll in mir stets eine Freundin und Schwester finden.»

«Ich verspreche, ihm alles zu sagen, was in solchen Umständen nöthig ist,» unterbrach sie Bussy, etwas ungeduldig, ihren Entschluß zu erfahren.

«Auf morgen denn!» rief sie schmerzlich: «Das Loos ist geworfen, morgen reise ich!»

«Edles Herz!» sagte George, vollkommen beruhigt.

«O, schweigen Sie!» antwortete sie schnell, «dies Lob aus Ihrem Munde verletzt mich tief.»

Sie war entschieden, den folgenden Tag nach ihrem Gute Vieilleville abzureisen. Da sie nicht den Muth fühlte, Henry's Thränen und Verzweiflung zu trotzen, bat sie George, den jungen Mann den ganzen Tag über entfernt zu halten, welches um so leichter war, da Henry nach seines Vaters Tode mit Bussy seine Geschäfte ordnete.

«Sie werden ihm diesen Brief übergeben,» sagte Mariane. «Er soll nicht ahnen, daß ich ihn verlasse; sollte jedoch meine Anwesenheit hier nöthig seyn, so werde ich ungesäumt zurückkehren. Jetzt leben Sie wohl, George! Wir haben Beide viel Unheil angerichtet! Möge Henry mir einst verzeihen, wie ich Ihnen jetzt verzeihe.»

Den folgenden Morgen machte George seinem jungen Freunde den Vorschlag den Tag bei einem

Bekannten im lieblichen Thale von Aulnay zuzubringen. Henry weigerte sich; er sah bleich und leidend aus.

«Komm,» sagte George, «wir wollen durch das schöne Wäldchen von Verriere reiten. Luft und Bewegung werden Dir wohl thun. Die Sonne scheint freundlich, es ist ein schöner milder Herbsttag.»

«Die Sonne erfreut mich nicht mehr,» sagte Henry mißmuthig, «nichts macht mehr Eindruck auf mich.»

«Wer wird sich so niederbeugen lassen!» rief Bussy, seinen Arm ergreifend: «Dein Benehmen ist feige und unmännlich!»

«Das ist möglich!» sagte Henry gleichgültig.

Mit vielem Bitten gelang es George dennoch, Henry zu einem Spaziergange nach den Boulevards zu bewegen. Er ging langsam und theilnahmlos vor sich hin und achtete auf nichts, was um ihn her vorging. Vergebens versuchte George, ihn zu zerstreuen, kaum konnte er ihm hin und wieder einige Worte entlocken. Einige junge Leute seiner Bekanntschaft, die ihm begegneten, hatten Mühe ihn wieder zu erkennen. Gegen Mittag wollte er sich nach Marianens Wohnung wenden, doch George führte ihn nach einer entgegengesetzten Richtung, indem er ihn in ein Gespräch über Liebe zu verwickeln suchte. Von dem weiten Wege erschöpft, wünschte Henry sich auszuruhen; doch Bussy zog ihn unaufhaltsam fort, bis

Henry endlich mit Gewalt darauf drang, Marianen zu sehen.

«Vorher mußt Du zu mir kommen,» sagte George, «ich habe wichtige Briefe für Dich, wegen des Nachlasses Deines Vaters.»

«Du weißt, daß ich es nicht liebe, mich um diese Angelegenheiten zu bekümmern.»

«Komm nur,» sagte George, ihn fortziehend, «ich habe Deine Unterschrift nöthig.»

Henry kam ganz erschöpft bei George an; es mochte vier Uhr Nachmittags seyn.

«Nun, was soll ich unterzeichnen?» fragte er, die Feder ergreifend: «Laß uns eilen!»

«Du mußt doch vorher wissen, wovon es sich handelt,» antwortete Bussy, einen großen Pack Papiere herbeiholend.

«Das ist unnütz!» sagte Henry ungeduldig: «Was soll ich unterzeichnen? Schnell, ich bitte Dich!»

«Nein, nein!» rief George, «so rasch geht es nicht in Geschäften!»

«Nun denn, so lies!» sagte Henry verdrießlich, «aber nur schnell! Ich höre!»

George deklamirte mit langsamem, pathetischem Ton eine höchst langweilige Abhandlung, die er mit vielen überflüssigen Bemerkungen ausschmückte.

Henry war auf der Folter. «Ist das alles?» fragte er aufstehend, als Bussy ausgelesen.

Es schlug fünf Uhr, seit einer Stunde mußte Frau von Belnave Paris verlassen haben.

George erhob sich gleichfalls und sagte mit ernstem Ton: «Nein, es ist noch nicht alles! Hast Du Muth, Henry?»

Der junge Mann wurde leichenblaß.

«Ich frage, ob Du Muth hast?» wiederholte George ruhig.

Henry lehnte sich gegen die Wand. «Mariane ist todt!» sagte er bebend.

«Todt für Dich! Sie ist abgereist!»

Ein lauter Schrei drang aus Henry's Brust. Er stürzte nach der Thür, schob George, der ihm den Weg vertrat, bei Seite, und eilte hinab auf die Straße. Ohne Hut, mit wild flatterndem Haar gelangte er nach Marianens Hause; ein bespannter Reisewagen hielt im Hofe, der Postillon saß auf seinem Sitz. Mit zwei Sprüngen flog Henry die Treppe hinauf und fand Marietten im Vorzimmer.

«Höre, mein Kind,» sagte er ihr, um jeden Verdacht zu entfernen, «ich habe Deiner Herrin ein langes Lebewohl zu sagen; bezahle dem Postillon dreifaches Trinkgeld, wenn es seyn muß!»

Er trat in Marianens Zimmer: alles zeigte hier von der Unordnung einer beschleunigten Abreise. Mariane wollte eben gehen; von Henry's Anblick erschreckt, der die Thür hinter sich schloß, wollte sie schnell die Klingelschnur ergreifen, doch er kam ihr

zuvor, hielt sie mit einer Hand zurück, während er eine Scheere ergriff und den Glockenzug abschnitt. Sie sank auf einen Stuhl, der junge Mann nahte sich ihr, löste kalt die Bänder ihres Reisehutes, den er auf das Sopha warf, und sah sie mit verschränkten Armen lange fest und schweigend an.

X.

«Höre mich ruhig an,» sagte er nach einem peinlichen Stillschweigen, «und richte Dich dann selbst; Dir soll nur geschehen, was Du verdient zu haben glaubst. Ich sollte Dich tödten; doch, wenn Du Dich für schuldlos hältst, magst Du leben. Sey ruhig, ich will Deine Reise nicht hindern, doch...»

«Tödte mich schnell!» unterbrach sie ihn.

«Nein,» sagte Henry," Du sollst mich erst anhören. Ich glaube nicht, daß es in der Welt ein undankbareres Wesen giebt, als Dich; urtheile selbst. Du hattest eine herrliche, tugendhafte Schwester, einen Engel von Sanftmuth und Güte, sie liebte Dich mit der Zärtlichkeit einer Mutter, Du warst ihr Stolz, ihre Freude, sie hätte ihr Blut für Dich vergossen — und Du hast diese Schwester verlassen, die nur für Dich lebte. Du hattest einen edlen, rechtlichen, liebenden Gatten, von dem Du selbst nicht ohne Achtung reden kannst, jede andere Frau wäre glücklich und stolz gewesen, ihm anzugehören, seinen Namen

zu tragen — und Du hast ihn verlassen. Für wen? Für einen Bussy! Du hattest ein Haus, wo Du als Gebieterin herrschtest, wo alles Deinen Wünschen zuvor kam — und Du hast Schwester, Gatten, Verwandte, Freunde und Vaterland verlassen! Gott versagte Dir nur die Mutterfreuden, um Dir ein Verbrechen zu ersparen, denn Du hättest Deine Kinder auch verlassen!»

«Sie wagen es, eine Frau so zu beleidigen!» rief Frau von Belnave empört.

«Du bist kein Weib,» sagte Henry, «Du bist dieses Namens nicht würdig! Der Himmel hat Dich mit Geist und Schönheit geschmückt; doch Du hast weder Geist noch Seele. Eines blieb Dir zu Deiner Entschuldigung, es war die Liebe; doch auch hierin bist Du wortbrüchig gewesen.»

«Tödte mich gleich!» rief sie außer sich.

«Nein, ich bin noch nicht zu Ende. Ich will jetzt nicht einmal von mir reden; doch sprich, habe ich Dich nicht geliebt? Bin ich vor einem Opfer zurückgetreten? Sage, ob ich für Dich nicht wahre, innige Liebe fühlte! Wie viel habe ich gelitten! Muß ich nicht den Tag verwünschen, da ich Dich dem Tode entriß? die Stunde, wo ich Dich zum ersten Mal erblickte? Dein erster Blick raubte mir Ruhe und Heiterkeit. Du ahnest nicht, was ich gelitten! Ich habe keinen Augenblick des Glückes genossen. Die Erinnerung an Deine Liebe für Bussy legte sich wie eine

Schlange um mein Herz und vergiftete meine Freuden. Deine Augen hatten früher einen Andern eben so zärtlich angeblickt, Dein Mund ihm Liebesworte zugeflüstert, Dein Arm ihn liebevoll umschlungen, und wenn Du mir ewige Treue schwurst, glaubte ich ein Spottgelächter zu vernehmen. Schreckliches Loos! Trotz meiner Liebe, konnte ich Dich nicht achten! Als ich die Thränen trocknete, welche George Dir entlockte, und mein herbes Geschick anklagte, war ich dennoch weniger unglücklich als jetzt.»

«Wenn Sie mich für glücklicher hielten, täuschten wir uns Beide,» sagte sie seufzend.

«Aber ich verließ Dich nicht!» rief er heftig: «Ich liebte Dich in meinem Schmerze, und glaubte, es könne kein schöneres Loos geben, als Dir anzugehören! Ich litt unbeschreiblich, und segnete Dich! Du aber dachtest nur daran, mich zu verlassen; heimlich, verrätherisch wolltest Du Dich entfernen! Du mußt von Sinnen seyn, um zu glauben, daß ich dies so ruhig dulden würde! Du wärst mir nicht entronnen, Treulose! bis ans Ende der Welt hätte ich Dich verfolgt! Meine Liebe war Dir also langweilig, widerwärtig; Du glaubst, man könne ungestraft ein Herz brechen? Nein, bei Gott, das soll nicht seyn!»

«So tödte mich, Grausamer! martere mich nicht länger!» rief sie schluchzend.

Henry's Wuth kannte keine Grenzen mehr. Er ergriff eine Waffe, die auf einem Seitentischchen lag;

es war ein malayischer Dolch, den man als Seltenheit aufbewahrte. Henry riß ihn aus der Scheide und ergriff heftig Marianens Arm. «Nun,» rief er, «Du sollst Andern nicht mehr das Leben verbittern! Stirb, Verrätherin!»

Er erhob die Hand. Als sie die schreckliche Klinge über ihrem Haupte funkeln sah, stieß Mariane einen durchdringenden Schrei aus und wollte entrinnen; doch Henry hielt sie beim Arme fest. Sie sank auf die Kniee, die Augen entsetzt auf die drohende Waffe gerichtet, und stammelte bebend: «Bevor ich sterbe, möchte ich an meine Schwester schreiben!»

Henry ließ den erhobenen Arm sinken. Beide hatten nicht auf die Stimme Bussy's gehört, der seit mehreren Augenblicken Einlaß verlangte; jetzt brach die Thür unter seinen wiederholten Schlägen ein. George stürzte in das Zimmer und übersah mit einem Blick den ganzen Vorgang.

«Was bedeutet das?» fragte er, Henry's bewaffnete Hand ergreifend.

«Laß mich! Ich muß sie tödten, und dann meinem Leben ein Ende machen.»

«Du bist von Sinnen!» sagte George, ihn entwaffnend.

Henry sank auf einen Divan, seine Wuth löste sich in lautes Schluchzen auf. Mariane zerfloß in Thränen, sie fühlte nicht die Kraft, den Anblick des Schmerzes des einst Geliebten zu ertragen.

George betrachtete Beide schweigend und mit Theilnahme.

«Henry!» rief jetzt Frau von Belnave, «ich reiste nur, um Sie zu retten. Gott ist mein Zeuge, daß ich ein schweres Opfer brachte. Sagen Sie nur ein Wort und ich bleibe.»

Sie wollte zu ihm eilen, doch George hielt sie zurück und sagte, sich Henry nähernd: «Dies Wort darf nicht gesprochen werden! Du willst doch wohl nicht schwächer als ein Weib seyn?»

«Geh'!» rief Henry: «Höre nicht auf ihn, Mariane, er beneidet unser Glück.»

«Ich Euer Glück beneiden?» fragte Bussy traurig: «Du weißt nicht, was Du sprichst! Geh', ich kenne dies Glück und beneide Dich nicht darum.»

«Fort von hier!» wiederholte Henry: «Du bist das Ungeheuer, welches mich ins Verderben stürzte!»

«Ich will und werde Dich retten, sollte ich auch Dein Herz zerreißen! Mariane liebt Dich nicht mehr!»

«Er lügt!» rief Mariane heftig: «Ich liebe Dich noch!»

«Wer von Euch täuscht mich nun?» fragte Henry.

«Sie ist es!» erwiederte George: «Fühlst Du es nicht? Brauche ich Dir es erst zu sagen? Genügt Dir jetzt ihr Mitleiden? Ihr Loos ist trauriger,

als das Deinige! Du duldest jetzt, was sie früher litt. Einst wirst Du dies begreifen und ihr verzeihen.»

«Geh', entferne Dich!» rief Henry außer sich, «Deine Kälte tödtet mich!»

«O mein Freund,» rief George tief bewegt, «Du leidest unbeschreiblich; aber wäre es nicht noch schrecklicher, wenn sie Dich einem Andern geopfert hätte? wenn Du Deine Geliebte treulos sähest? Ich selbst folgte einst dem Wagen meiner Geliebten, der sie zu einem glücklichen Nebenbuhler trug, und habe sie nicht getödtet! Du wirst ihr einst verzeihen, sie ist edel und gut, ihr Andenken wird Dir einst werth und theuer seyn. Sie wird sich stets mit Liebe Deiner erinnern und denken, daß Du ein besseres Loos verdientest. Dir bleibt ein Freund, der über Dich wacht; und das Andenken an die glückliche Vergangenheit, an Marianens Liebe wird einst noch einen freundlichen Sonnenblick über Dein Alter verbreiten.»

George hielt einen Augenblick inne, man hörte nur Henry's und Marianens Schluchzen; er faßte ihre Hände, und suchte sie zu trösten und aufzurichten. «Ihr scheltet mich hart und grausam, meine Freunde,» sagte er sanft, «Ihr glaubt, ich habe ein kaltes, gefühlloses Herz, weil ich mehr Erfahrung besitze. Henry, mein Freund und Bruder, Du, den mir Deine sterbende Mutter auf dem Todbette empfahl, Mariane, geliebte Schwester, glaubt meiner

traurigen Erfahrung, verlaßt Euch, da es noch Zeit ist, damit Ihr Euch eines Tages ohne Haß und Verachtung wieder begegnen könnt.»

Henry weinte nicht mehr, nach einem langen, schweren Kampfe erhob er sich ernst und sagte, sich Marianen nähernd, mit Festigkeit: «Da es wahr ist, daß Sie mich nicht mehr lieben, seyen Sie frei! Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Unrecht gethan, so wie ich Ihnen jetzt vergebe.»

«Komm in meine Arme!» rief George, ihn innig ans Herz drückend.

«Ich liebe Sie noch,» sagte Mariane, ohne das Haupt zu erheben: «Verlassen Sie mich, oder befehlen Sie mir zu bleiben; mein Leben ist in Ihren Händen.»

«Nein,» sagte Henry, «reisen Sie! Möge mein Andenken Ihnen nicht zu bitter seyn.»

George schloß Beide in die Arme und hielt sie lange und fest umschlungen. Man hörte nichts als erstickte Seufzer und unverständliche Laute. Bussy wollte dieser schrecklichen Scene ein Ende machen; nachdem er Frau von Belnave der Sorge ihrer treuen Mariette übergeben hatte, zog er seinen unglücklichen Freund gewaltsam fort.

Henry folgte ihm halb bewußtlos, doch als er sein Zimmer betrat, wo ihn alles an Stunden des Glückes und der Liebe erinnerte, brach seine Kraft, er

sank verzweifelnd auf sein Lager und rief mit herzzerreißendem Tone: «O Mariane, Mariane! meine geliebte Mariane!»

George stand unbeweglich und schweigend an dem Bett seines Freundes. Ob er Henry's Schmerz mit Blicken des Mitleidens oder des Neides betrachtete, wer möchte dies zu erklären wagen?

XI.

Dauerte diese traurige Reise einen Tag oder ein Jahrhundert? Frau von Belnave blieb den ganzen Weg über schweigend, unbeweglich, vernichtet, den starren Blick auf die staubige Landstraße geheftet, die sich vor ihr entrollte. So fuhr sie durch die Sandflächen von Sologne und die Felder von Berry, ohne sich von dem Grunde oder dem Ziel ihrer Flucht Rechenschaft zu geben, ohne sich zu fragen, wohin sie gehe? Was war mit ihr vorgegangen? Die Unglückliche wußte es nicht mehr, sie hatte sogar das Gefühl ihrer Verzweiflung verloren. Sie horchte theilnahmlos auf das Rollen der Räder und heftete einen zerstreuten Blick auf die Bäume, die rasch an ihr vorüber zu fliegen schienen. So kam sie, ohne darauf zu achten, an die Grenze, welche die Provinz Berry von der Creuse trennt; doch kaum hatte der Wagen dieses Land berührt, als Mariane den heimathlichen

Boden erkannte; eine erquickende Kühlung wehte ihr entgegen, ihre Brust erhob sich freier und sie athmete mit Begierde den würzigen Geruch der Kräuter ein, welchen ihr der Wind entgegentrug.

Es war ein schöner frischer Herbstmorgen: die Sonne verscheuchte den Nebel, der die blauen Berge wie mit einem durchsichtigen Mantel umhüllte, die Vögel schüttelten ihre vom Thau feuchten Flügel, die Wachteln sangen im Getreide, die niedliche Bachstelze spazierte am Ufer des Flusses auf und nieder; doch hatte die Natur schon jenen melancholischen Anstrich, der dem Ende der schönen Tage vorangeht. Die Zugvögel gruppirten sich schon in großen Schwärmen zur Abreise, trockne Blätter fielen von den Bäumen und der Wind streute sie klagend auf den mit gelblichem Moos bedeckten Boden. Der Wagen rollte einen dichten Baumgang hinab, bald erkannte Frau von Belnave die Gegenden, in denen sie ihre Kindheit verlebt hatte.

Gegen Abend, als die Sonne langsam hinter dem großen Eichenbosquet versank, bemerkte sie die Thürme von Vieilleville. Dieser Anblick verursachte ihr eine große Bewegung, sie stieg aus dem Wagen und schickte Marietten voran ins Schloß, da sie erst mit einbrechender Nacht ankommen wollte und von Niemanden erkannt zu seyn wünschte. Unnütze Vorsicht! Ach, wer hätte in dieser von Kummer gebeugten Gestalt, an diesen von Thränen gerötheten Augen das fröh-

liche Mädchen wiedererkannt, die früher im Glanze der Jugend und Schönheit strahlte und von Jedermann bewundert wurde!

Sie ging langsam weiter. Die Abendglocke ertönte von der Kirche des Dörfchens, die Heerden kehrten von der Weide zurück, Schatten lagerten sich über das Thal, bei jedem Schritt wurde sie an die vergangene Kinderzeit erinnert. Diesen Fußpfad war sie oft lachend herabgeeilt, sie erkannte das ländliche Kreuz, vor dem sie mit ihrer Schwester oft niedergekniet war; nicht weit davon fing der Kirchhof des Dörfchens an, sie trat hinein, dort ruhte ihre Mutter und mehrere aus ihrer Familie, sie beneidete die Ruhe der Verblichenen und betete lange an ihrem Grabe. Als die Dunkelheit gänzlich das Thal umschleierte, wendete sich Mariane nach dem Schlosse. Die Luft war mild, der Himmel voller Sterne, die ländlichen Familien saßen vor den Thüren ihrer Hütten und ruhten nach dem beschwerlichen Tagewerk. Die Frauen spannen, die Kinder erfüllten die Luft mit ihrem fröhlichen Geschrei. Mariane schlich schweigend mit gesenktem Haupte wie ein Schatten durch die fröhliche Menge, indem sie an die glückliche Zeit dachte, wo ihr Erscheinen vom ganzen Dorfe mit Jubel begrüßt wurde. Die Leidenschaft hatte sie von der ganzen übrigen Welt ausgeschlossen, und sie ging wie eine Fremde durch die Gruppen der Landleute, welche ihr früher gleich einer Fürstin huldigten.

Lange blieb sie vor der Thüre ihres Schlosses stehen und wagte nicht, dessen Schwelle zu überschreiten. Der Nachtwind pfiff traurig durch die ausgezackten Thürme, Nachteulen und Uhu's mischten ihr unheilverkündendes Geschrei in das Knarren der Wetterhähne. Sie fühlte ihre Kniee wanken und setzte sich auf eine steinerne Bank. Der alte Hofhund nahte sich ihr, erkannte sie und leckte ihr liebkosend Hände und Füße, indem er freudig bellte. Bei diesem Ton eilten Mariette und deren Mutter herbei, sie fanden Marianen in Thränen, und führten sie nach dem Zimmer, das sie bis zu ihrer Abreise nach Blanfort bewohnt hatte. Alles war darin unverändert, ein Crucifix von Elfenbein und das Bildniß der Madonna hingen noch, wie sonst, am Fußende des Bettes, ein helles Feuer brannte im Kamin und erleuchtete freundlich alle Gegenstände. Mariane warf einen langen, schmerzlichen Blick um sich, sank auf einen Divan und verfiel in eine Reihe bitterer Betrachtungen; dennoch wollte sie die Orte wiedersehen, wo ihr der Frühling des Lebens aufgegangen war.

Nachdem sie Noëmi's Zimmer besucht, ging sie eine lange Allee des Gartens hinab, die zu den Ufern der Creuse führte. Der Anblick des klaren, krystallhellen Wassers erinnerte sie an eine Zeit, wo ihr die Tage eben so hell und ungetrübt verflossen. Diejenigen, welche nie die Heimath verließen, können nicht begreifen, wie schmerzlich es ist, nach langen Leiden

und Trübsal den Hafen wieder zu sehen, den man voller Hoffnung und Lebenslust verließ.

Am folgenden Morgen, als Mariane in dem Bett erwachte, wo sie während sechszehn Jahren ruhig und unschuldsvoll geschlummert, als sie die Augen öffnete und dem himmlischen Lächeln der Jungfrau, wie dem sanften, schmerzlichen Blick des gekreuzigten Christus begegnete, in diesem Zustand zwischen Schlaf und Wachen, glaubte sie, erst sechszehn Jahre zu zählen und alle Begebenheiten ihres Lebens nur geträumt zu haben. Sie schloß die Augen, die Vögel zwitscherten unter ihrem Fenster, sie hörte das Klappern der Mühle, das Blöken der Lämmer, den Gesang der Schäfer; ihr schien, Noëmi müßte hereintreten und ihr lachend eine Handvoll frischer Blumen ins Gesicht werfen, um die Langschläferin zu bestrafen. Indessen mischte sich eine finstere Unruhe in diese lachenden Bilder, sie fühlte dumpf die Hand des Geschickes auf sich lasten; eine trübe Ahnung verscheuchte die süße Täuschung; plötzlich verwandelte sich diese Ahnung in fürchterliche Gewißheit, die Wirklichkeit schoß wie ein Geier auf Mariane herab und packte ihr Herz mit glühenden Krallen. Die Unglückliche stieß einen lauten Schrei aus, die Vergangenheit richtete sich drohend vor ihr auf. Herr von Belnave schien kalt und strenge sein Antlitz von ihr abzuwenden, Bussy stieß sie mit höhnischem Lächeln zurück, Henry erhob sich, um sie zu verwünschen. Vergeblich strebte

sie, die finstern Bilder zu verbannen, alle Drei standen drohend ihr gegenüber! Der Eine nannte sie ehrvergessene Gattin, der Andere unwürdige Geliebte! George war weniger grausam, und stieß sie nur kalt zurück. Was blieb ihr? Sie hatte gleichzeitig gegen Pflicht und Liebe gefehlt. Die Leidenschaft, der sie alles geopfert, war in ihr erstorben; sie hatte ihr ganzes Lebensglück für ein einziges Gefühl hingegeben, was blieb ihr nun?

Am folgenden Tage nach ihrer Ankunft bemerkte Frau von Belnave mit Erstaunen, daß ihr Zimmer neu dekorirt war, als wenn man den Tag ihrer Ankunft vorhergesehen hätte. Blendend weiße Gardinen schmückten die Fenster, ihr Piano, Palette und Pinsel, die sie bei ihrer Verheirathung mit nach Blanfort genommen, lagen wie durch Zauberei vor ihr auf einem Tischchen; seltene Blumen in Porzellainvasen zierten den Kamin, der Fußboden war mit einem feinen Teppich bedeckt, alles, was zur Annehmlichkeit des Lebens gehört, war durch eine geheimnißvolle Hand hier vereinigt. Mariane durchlief den Garten, welchen sie am Abend zuvor nur unvollkommen beim Sternenlicht gesehen hatte. Alles war mit der größten Sorgfalt unterhalten. Sie fand den reichsten, herrlichsten Blumenflor, Geranium und Georginen entfalteten sich dort in seltener Pracht, Veilchen und Thimian dufteten in den Blumenbeeten als Einfassung; es schien, daß diese Orte stets bewohnt gewesen wa-

ren, wie früher athmete alles Ordnung und Glück. Mariane allein war verändert, die ewige Jugend der Natnr zeigte ihr noch deutlicher die Abnahme ihrer Kräfte; sie hätte lieber Dornen statt der Blumen gesehen, und überall Trauer und Verödung finden mögen.

Als sie in das Schloß zurückkehrte, bemerkte sie im Hofe ein Pferd; es war dasselbe, auf welchem sie in Blanfort so oft spazieren geritten. Sie trat näher und streichelte es mit der Hand; das edle Thier erhob stolz den Kopf, spitzte die Ohren und wieherte freudig, indem es seine Herrin mit funkelnden Augen zu betrachten schien.

«Du bist noch immer jung und schön!» sagte sie, sich langsam entfernend.

Am Abend richtete Frau von Belnave mehrere Fragen an Mariettens Mutter. Die gute Frau erzählte, daß vor längerer Zeit Herr von Belnave eines Morgens angekommen sey, und befohlen habe, das Schloß in Bereitschaft zu setzen, da die gnädige Frau jeden Augenblick eintreffen könne. Er war öfter gekommen, um zu sehen, ob man seine Befehle vollzogen habe; dann hatte er einen Gärtner von Blanfort geschickt, um den Garten zu verschönern. Einmal hatte ihn Madame Valtone begleitet, beim Anblick des Zimmers ihrer Schwester hatte Noëmi viel geweint, auch Herr von Belnave war tief bewegt gewesen.

«Aber Sie weinen ja auch, gnädige Frau!» sagte die gute Frau, sich unterbrechend.

«Nicht doch!» antwortete Mariane, die Augen trocknend.

Mariettens Mutter setzte ihre Erzählung fort: «In der Mitte des vergangenen Winters hat uns der Herr zum letzten Male besucht. Jedesmal, wenn er kommt, freuen sich die Armen, denen er die Wohlthaten der gnädigen Frau überbringt.»

«Meine Wohlthaten?» rief Mariane erröthend, denn, von Leidenschaft verblendet, hatte sie die Armen ihres Bezirkes gänzlich vergessen.

«O gnädige Frau,» rief die Alte, ihre Hand küssend, «Sie sind vom ganzen Dorfe gesegnet! Sie gleichen dem lieben Gott, der sich nicht zeigt, aber doch seine Wohlthaten spendet. Sie sind gütig, wie er, und des Sonntags betet die ganze Gemeinde für Sie. Hat Ihre Mildthätigkeit nicht unser Elend gelindert? Während des harten Winters haben Sie den Armen Brod und Holz gesendet, und Ihr Schloß ist allen Nothleidenden offen gewesen. Ihr Gemahl bat uns, für Sie zu beten, indem er Ihre Wohlthaten austheilte. Ach! unsere Gebete müssen doch nicht zum Ewigen gedrungen seyn, da Sie so blaß und leidend aussehen.»

«Ihr sagtet, gute Frau,» unterbrach sie Mariane, sichtlich bewegt, «daß Herr von Belnave im vergangenen Winter Vieilleville besuchte? Der Win-

ter war in der That sehr hart,» fügte sie traurig hinzu.

«Der Herr Baron kam an einem finstern Decemberabend; sein Mantel war mit Schnee bedeckt, Eiszapfen hingen an der Mähne seines Pferdes. Sie schicken ihn ja immer, gnädige Frau, und wissen wohl, daß er jedes Jahr zu demselben Zeitpunkt kommt.»

«Jedes Jahr?» wiederholte Frau von Belnave.

«Ja freilich! Er kommt gewöhnlich Abends an, besucht das Schloß, und wenn er sich versichert hat, daß alles zu Ihrem Empfange bereit ist, läßt er sich in Ihrem Zimmer ein Feuer anzünden, und bringt die Nacht auf dem Lehnstuhle zu, wo die gnädige Frau jetzt sitzen. Mehr als einmal hat man am andern Morgen im Garten die Spur seiner Schritte im Schnee gefunden. Vor seiner Abreise begiebt er sich ins Pfarrhaus und sagt zu dem Prediger: «Herr Pfarrer, dies schickt Frau von Belnave den Armen Ihres Dorfes; da sie ihrer Gesundheit wegen genöthigt ist in Paris zu leben, um die dortigen Aerzte zu befragen, will sie nicht, daß die Armen Ihres Bezirkes in ihrer Abwesenheit Mangel leiden.» — Seitdem hat man ihn öfter um Nachrichten von der gnädigen Frau gebeten; doch sahen wir wohl an seinem finstern, kummervollen Gesichte, daß es mit Ihrer Gesundheit noch nicht besser ginge. Bei seinem letztern Besuch war der liebe gnädige Herr noch trauriger als sonst, und Niemand wagte ihn zu befragen.

Wie gewöhnlich gab er Ihre Geschenke im Pfarrhause ab. Es war an einem Sonntage; sein Pferd wartete ganz gesattelt und gezäumt an der Thür; er schwang sich hinauf und ritt im Galopp, von den Segenswünschen des ganzen Dorfes begleitet, davon.»

«O edles, großmüthiges Herz,» dachte Mariane tief gerührt, «so herrlich rächst Du Dich! Du hast es vorhergesehen, daß die Strafe für meine Vergehen mich ereilen würde, und wolltest mir einen Zufluchtsort bereiten. Du schufst mir eine neue Heimath, und nachdem Du Deine Wohlthaten hier verbreitet, überlässest Du mir alle Segenswünsche und Danksagungen. Du erfülltest die Pflichten, welche ich vernachlässigte. Während ich Deinen Namen beleidigte, machtest Du, daß man den meinigen verehrt. Während ich Dich verließ, ebnetest Du den Weg zu meiner Verbannung. Deine Hand nahm die Dornen vor meinen Füßen weg, und Blumen der Dankbarkeit sproßten auf meiner Bahn. Ach, wenn Du sehen könntest, was in meinem Herzen vorgeht, würdest Du erkennen, wie sehr Du gerächt bist!»

Nach einigen Tagen hatte sich das Gerücht von Marianens Ankunft im ganzen Dorfe verbreitet; die Bewohner eilten herbei und verlangten ihre Gebieterin zu sehen, fast Alle hatten sie als Kind gekannt. Als sie im Schloßhofe erschien und man sie so bleich und verfallen wiedersah, erhob sich ein Murmeln des schmerzlichen Erstaunens, und Alle hatten

Mühe, sie wieder zu erkennen; doch drängte sich Jeder herbei, ihre Hände zu küssen.

«Bleiben Sie bei uns, liebe gnädige Frau!» riefen Alle einstimmig: «Sie sind in unserer Mitte geboren, der Anblick unserer Berge wird Ihnen wohl thun, die reine Luft dieses Landes Ihnen die Gesundheit wiedergeben. Wie traurig und verändert Sie sind; doch hier werden Sie bald hergestellt seyn! Sie haben ja während dreier Winter unsere Kinder genährt und gekleidet, Gott wird Ihnen dafür Freude schenken!»

Andere fügten hinzu: «Zwei Jahre hinter einander hatte der Hagel unsere Felder verwüstet, doch hat uns Gott nicht verlassen, Sie haben uns geholfen; der Herr wird Ihnen vergelten, was Sie für uns gethan haben!»

Eine junge Bäuerin sagte, Marianens Hand küssend: «Ich war arm, Sie haben mich ausgestattet, damit ich meinen Bräutigam heirathen konnte; wir lieben uns, und haben zwei Töchter, wovon die älteste Ihren Namen führt. Der Himmel möge Ihr Haus segnen, gnädige Frau!»

Frau von Belnave war tief beschämt, indem sie diese unverdienten Lobsprüche hörte; doch mußte sie sich gestehen, daß es sehr süß für sie seyn würde, dieselben verdient zu haben. Nun fing sie an einzusehen, daß es für eine Frau noch edle, göttliche Pflichten zu erfüllen gebe, und die Liebe nicht allein der einzige Zweck ihres Lebens sey.

Die Menge machte einem ehrwürdigen Greise Platz, der, vom Alter gebeugt, langsam vortrat. Es war der Pfarrer des Dorfes.

«Meine Tochter,» sagte er zu Mariane, «Ihre Rückkehr sey gesegnet! Ich kann jetzt ruhig sterben, Sie haben den Charakter Ihrer edlen Großmutter geerbt und ihr begonnenes Werk fortgesetzt. Ich werde dort oben für Sie beten und alle Segnungen des Himmels für Sie erflehen.»

«Mein Vater,» antwortete Mariane bewegt, «beten Sie für irrende, von der Bahn der Tugend abgewichene Seelen; diese haben vor allen eines Fürbitters nöthig.»

XII.

Indessen litt Frau von Belnave unendlich, ihr Schmerz entwickelte sich in der Einsamkeit noch mehr, quälende Bilder und Erscheinungen belagerten sie fortwährend, alle Wunden ihres Herzens öffneten sich; die Rückkehr nach Vieilleville vermehrte ihren Gram, statt ihn zu lindern. Die Träume der Vergangenheit bildeten einen zu schneidenden Gegensatz mit ihrer jetzigen Lage. Sie erinnerte sich der Zeit, wo ihre ungeduldige, jugendliche Seele nach Freiheit und außerordentlichen Begebenheiten seufzte. Hoffnungen und Wünsche waren den dürren Blättern gleich geworden, mit denen der Herbstwind sein Spiel trieb. Henry's

Bild trat ihr besonders drohend entgegen. Sie litt nicht mehr den Schmerz verlassener Liebe, der jeden Trost zurückweist, um nur sich selbst zu leben; es war nicht mehr jener edle, erhabene Schmerz eines liebenden, fühlenden Gemüthes. Damals glaubte sie noch an die Liebe, hatte Vertrauen in sich selbst, Gewissensbisse hatten die Quelle ihrer Thränen noch nicht vergiftet, ihr Leiden erhob sie in ihren eigenen Augen. Dieses Mal war es eine düstere, hoffnungslose Verzweiflung, kalte Tropfen rollten aus ihren erloschenen Augen, sie glaubte überall das trübe Bild ihres Geliebten zu sehen. Des Nachts wähnte sie sein Schluchzen im Brausen des Windes zu hören; ihre Tage waren ohne Ruhe, die Nächte ohne Schlummer. Wenn sie, von Müdigkeit überwunden, in einen unruhigen Schlaf sank, wurde sie von fürchterlichen Träumen gequält. Er, und immer er, stand drohend und bleich an ihrem Lager.

«Du hast mich betrogen!» rief er ihr zu: «Du hast mir das Glück verheißen, und mir nur Kummer gegeben! Du versprachst mir Liebe, und warst nicht mehr fähig, sie zu empfinden! Um Deine entschwindende Jugend neu zu beleben, hast Du mir meine schönsten Tage geraubt; Du warfst mich gleich einem unnützen Spielwerk von Dir! Was hast Du mit meinem Geschick gemacht? Ehe ich Dich kannte, war ich gut und arglos, ich liebte das Große und Erhabene, ich glaubte an Gott und an die Liebe;

jetzt glaube ich an nichts mehr, und verwünsche Dich!»

Sie bewegte sich ängstlich auf ihrem Lager und seufzte tief. — «Um Gotteswillen, Henry, Gnade! Gnade!» rief sie schmerzlich.

«Gnade? Mitleid?» wiederholte die Erscheinung: «Hattest Du Mitleid mit mir, als ich Unsinniger Deine Kniee umfaßte, und Dein kalter Blick über meine Schwäche zu spotten schien? Fühltest Du Erbarmen, als Du mich vor Dir im Staube um ein Wort der Liebe flehen sahest? Antworte, hattest Du Mitleid, als ich Dich, den Tod im Herzen, verließ, in den verödeten Straßen umherirrte und den Tag meiner Geburt verwünschte? Ist es aus Theilnahme für mich, daß Du flohest und mich in Verzweiflung zurückließest? Doch Du sollst mir nicht entrinnen; wie Du will ich grausam, unerbittlich seyn! Ich werde mich an Deine Schritte heften, Dich überall verfolgen; überall wirst Du mich wiederfinden!»

Mariane erwachte mit einem lauten Schrei; sprang aus dem Bett, mit fliegendem Haar, schweißbedeckter Stirn, eilte in den Garten und durchlief halb wahnsinnig die Alleen. Doch das Gespenst Henry's verfolgte sie auch dort; sie hörte seine Seufzer im Murmeln der Welle, im Säuseln des Windes.

«O Gott!» rief sie außer sich, «ich bitte dich nicht um Glück für mich, ich verlange nur einen Platz neben dem stillen Lager meiner Mutter; aber rette

den jungen Mann, den ich ins Verderben gezogen! Sende ihm einen tröstenden Engel, erbarme dich seines Elends! Er hat ein besseres Loos verdient! Ich verdiene mein herbes Geschick; doch was hat er verbrochen?»

Sie ging heftig auf und nieder, endlich sank sie ermattet auf den feuchten Rasen, und der erste Morgenstrahl fand sie oft besinnungslos am Ufer des Baches ausgestreckt liegen. Oft bemerkten die Landleute, wenn sie vor Tagesanbruch aufs Feld gingen, ein weißes Phantom in den Alleen des Schloßgartens, welches kaum den Rasen zu berühren schien. Sie hielten es für den Geist der verstorbenen Frau von Vieilleville, der Marianen besuchte und beim ersten Sonnenstrahl entfloh.

Marianens stiller Gram erhielt in der Einsamkeit stets neue Nahrung; die traurige Wirklichkeit lastete zu schwer auf ihrer gebeugten Seele, die Ungewißheit über Henry's Schicksal ließ ihr keinen Augenblick Ruhe. Oft wurde ihre Angst so quälend, daß sie plötzlich abreisen wollte. Sie hielt die Aufregung ihres Schmerzes für eine Rückkehr der Jugend, und glaubte der Liebe noch fähig zu seyn. Dann entwarf sie tausend neue Pläne für ihre und Henry's Zukunft. Das Glück schien ihr von neuem zu lächeln; ihre Wangen färbten sich, ein Strahl der Freude glänzte in ihren Augen; sie bestellte Pferde, und wollte augenblicklich abreisen. Wie klopfte ihr Herz

bei dem Gedanken, Henry wiederzusehen, ihn an die Brust zu drücken, die gebeugte Seele aufzurichten! Doch war es leider nur eine vorübergehende Wallung, die unter dem Hauch der kalten Vernunft erstarb. Die Vergangenheit trat vor ihr Gedächtniß, sie fühlte, daß sie für Henry nichts mehr thun könne. Bei der Erinnerung ihrer beiderseitigen Qualen fand sie nicht mehr Kraft genug, neuen Stürmen zu trotzen. Einmal jedoch reiste sie wirklich ab; doch als sie nach Châtre kam, vermochte sie nicht weiter zu reisen, und der Wagen führte sie nach Vieilleville zurück.

Was that unterdessen der arme Henry? Welche Freundeshand verband die Wunden, welche sie geschlagen? Bei diesen Fragen verlor Mariane fast die Vernunft, und war nahe daran, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Die Tage vergingen ihr ohne Beschäftigung, sie fand in ihren Lieblingsschriften keinen Reiz mehr, ihr schönes Pferd irrte frei auf der Weide umher; das Feuer der Jugend war gänzlich in ihr erloschen. Das Gebet hätte sie getröstet; doch wagte ihre schuldbeladene Seele nicht, sich frei zu Gott zu erheben. Die melancholische Jahreszeit schien ihr allein einige Linderung zu gewähren, die Trauer der Natur stand mit ihrer Gemüthsstimmung im Einklang. Oft brachte sie ganze Tage unter den halb entblätterten Bäumen zu, horchte auf das Rauschen der dürren Blätter, die der Herbstwind von den Aesten streifte, und blieb ohne

Gedanken und fast gefühllos die Augen starr zu Boden geheftet. Mit einbrechender Nacht kehrte sie langsam in das Schloß zurück.

Eines Abends, gegen Sonnenuntergang, saß sie am Fenster und horchte aufmerksam auf das verhallende Geräusch des endenden Tages; zum ersten Male seit ihrer Rückkehr nach Vieilleville fühlte sie sich etwas ruhiger. Ein lieblicher Duft drang durch das geöffnete Fenster, der kühle Abendwind bewegte die Gardinen und tändelte mit Marianens Locken, ihre Brust hob sich freier, keine bittere Erinnerung trat vor ihre Seele; doch empfand ihr Herz die Sehnsucht nach zärtlicher Mittheilung. Sie dachte an Blanfort, an jene Tage, die ihr so lang und drückend geschienen, und die ihr jetzt so reizend dünkten; sie erinnerte sich der traulichen Unterhaltungen am freundlichen Kamin, ihres angenehmen Familienzirkels. Diese lange unterdrückten Erinnerungen thaten ihr jetzt wohl. Blanfort erschien ihr jetzt wie ein ersehnter Hafen, zu dem sie jedoch nie zurückzukehren hoffte.

Indem sie sich so diesen Betrachtungen überließ, wendete sie die Blicke auf das elfenbeinerne Crucifix, das in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne glänzte; zwischen dem Hintergrund von schwarzem Sammet und dem mit Dornen gekrönten Haupte bemerkte sie plötzlich ein zusammengerolltes Papier, das bis dahin ihrer Aufmerksamkeit entgangen war. Sie erhob sich und entfaltete es langsam. Das Blatt trug

ihre Adresse, man sah an der erblaßten Dinte, daß es schon Jahre lang dort gelegen haben mochte; dennoch erkannte Mariane sogleich Noëmi's Handschrift. Sie küßte die geliebten Schriftzüge mit Entzücken; der Brief enthielt nur wenige in der Eile geschriebene Zeilen.

«Theure Schwester!

«Du wirst einst nach Vieilleville zurückkehren. «Wenn Du diese Zeilen liesest, bist Du gewiß sehr «unglücklich; so groß auch Dein Schmerz seyn möge, «vergiß nicht, daß Gott barmherzig ist, und daß ich «Dich unbeschreiblich liebe. Rufe mich, oder komm «zu mir. Komm an dieses Herz, welches nicht auf- «gehört hat, Dir zu gehören; eile in diese Arme, «welche sich Dir mit Liebe entgegenbreiten.»

«Noëmi.»

«Engel! Du verzeihst der Sünderin!» rief Mariane, in heiße Thränen ausbrechend.

Ihr erster Gedanke war, an Noëmi zu schreiben und sie nach Vieilleville zu rufen; doch, der innern Sehnsucht nachgebend, beschloß sie, die geliebte Schwester selbst aufzusuchen. Sie wollte, in einem abgelegenen Pachthofe verborgen, sich des Nachts nach dem Hause schleichen, das ihr für immer verschlossen war, ihre Schwester und Nichte sehen, sie ans Herz drücken, und dann in ihre Verbannung zurückkehren.

«Wir reisen, Mariette, wir reisen!» rief sie ihrem Kammermädchen mit kindlichem Entzücken zu.

«Wir reisen, gnädige Frau?» fragte Mariette traurig, denn sie glaubte, daß ihre Herrin nach der Hauptstadt zurückkehren wollte, und erinnerte sich mit Schmerz der trüben Stunden, die Frau von Belnave dort verlebt.

«Wir reisen nach Blanfort, mein Kind!» rief Mariane mit triumphirender Miene.

«Nach Blanfort?» wiederholte Mariette staunend, indem sie ihre Herrin betrachtete, deren Gesicht von Freude strahlte. «Ach, gnädige Frau, wie glücklich bin ich!» rief das gute Mädchen, Marianens Hand mit Inbrunst an ihre Lippen drückend.

XIII.

Als Frau von Belnave eine Stunde von Blanfort entfernt war, stieg sie aus dem Wagen, verließ mit Marietten die Landstraße und schlug einen Feldweg ein. Bald gelangten sie zu einer neu angelegten Meierei, wo Mariane ein Asyl zu finden hoffte; dennoch mußte das Kammermädchen voran gehen, und ihr erst die Versicherung bringen, daß sie dort nur fremde Gesichter finden würde.

Es waren in der That Pächter, die sich erst seit kurzer Zeit in dieser Gegend angesiedelt hatten. Die Gegend ringsum war sehr verändert, alles zeigte von

Wohlstand und Industrie; der Pflug hatte das unbebaute Land befruchtet, weiße Häuser, mit Weinlaub umgeben, schmückten das Thal, und Blumen erhoben sich, wo früher nur Unkraut gewuchert hatte.

Frau von Belnave fand in der Meierei die wohlwollendste Aufnahme. Ein Theil der Familie war draußen beschäftigt; doch ein junges Mädchen mit blühenden Wangen, die zur Pflege bei der kränklichen Mutter zurückgeblieben, empfing die Fremde mit treuherziger Freundlichkeit, bot ihr einen Sessel, zündete ein großes Feuer im Kamin an und präsentirte ihr eine Tasse Milch zur Labung. Frau von Belnave blieb lange schweigend, in schmerzliche Erinnerungen verloren. Die alte Mutter saß ihr am Kamin gegenüber, eine große Katze lag zu ihren Füßen und dehnte sich in der behaglichen Wärme. Das junge Landmädchen schien nur mit ihrem Putz beschäftigt, sie stand vor dem Gardinenbett und betrachtete wohlgefällig ein neues rothes Mieder, nebst bunter Schürze und Spitzenhäubchen, welche dort ausgebreitet lagen und auf ein ländliches Fest zu deuten schienen; ihr frisches Gesicht strahlte vor Freude, während sie sorgfältig jedes Stück ihres Anzuges musterte.

«Es scheint, mein Kind,» sagte Mariane freundlich, «daß Du zur Hochzeit gehst; wer weiß, vielleicht bist Du gar selbst die Braut?»

«O nein, Madame!» sagte das junge Mädchen, hoch erröthend: «Robert, mein ältester Bruder, ver-

heirathet sich erst zu Martini; aber morgen ist ein Fest in Blanfort.»

«Ein Fest in Blanfort!» wiederholte Mariane erstaunt.

«Ja wohl, Madame, ein großes Fest!»

Frau von Belnave sann vergebens nach, welches die Feierlichkeit seyn könnte, von der das hübsche Bauermädchen sprach. Sie schwieg einige Augenblicke und knüpfte dann die Unterhaltung wieder an.

«Du hast einen Bruder, mein Kind?» fragte sie.

«Ich habe fünf Brüder, Madame.»

«Fünf?» rief Mariane, «und alle arbeiten auf dem Felde?»

«Nein, nur zwei; die drei andern sind bei den Eisenhämmern in Blanfort angestellt.»

«Also, Du kennst Madame Valtone, liebes Kind?»

«O ja!» antwortete das junge Mädchen mit Stolz: «Wer sollte sie nicht kennen? Uebrigens sind wir die Pächter des Herrn Valtone.»

«Seyd Ihr schon lange in dieser Gegend?»

«Seit beinahe vier Jahren.»

«Du bist also nicht hier geboren?»

«Wir sind aus Saint-Chartier, Madame. Vor vier Jahren brannte unser Pachthof ab; wir waren im größten Elende, als wir von einem Dorfe reden hörten, wo arbeitsame Leute immer gut aufgenommen würden. Dies Dorf war Blanfort. Wir fanden hier

auch wirklich Hülfe und Arbeit; drei meiner Brüder wurden bei den Eisenhämmern angestellt, Herr Valtone übergab uns seine neu erbaute Meierei, und wir sind alle glücklich.»

«Siehst Du Madame Valtone oft?»

«Alle Tage! Ich bringe ihr des Morgens Milch auf's Schloß, und seitdem meine Mutter krank ist, kommt Madame Valtone oft selbst hierher, ihr eine Stärkung zu bringen.»

«Ah! sie kommt selbst oft hierher?»

«Ja wohl, sie ist so gut! Gewiß, Jeder muß sie lieben, der sie kennt. Aber Sie kennen die gute Dame vielleicht?»

Mariane erwiederte nichts.

Bei einbrechender Nacht ging sie allein aus der Meierei und folgte dem Lauf der Creuse, die sie nach Blanfort führte. Nach einer Stunde Weges erkannte sie in der Abenddämmerung die Orte, wo sie sich oft so unglücklich gefühlt hatte. Wie anders dachte sie jetzt! Jetzt drang das Klappern der Eisenhämmer an ihr Ohr, durch die halb entlaubten Bäume schimmerte der Glanz der Schmelzöfen, deren Gluth sich im Flusse wiederspiegelte.

Sie ging über eine hölzerne Brücke, die beide Ufer verbindet, leicht wie eine Elfe schlüpfte sie über die thauigen Wiesen und eilte nach einem kleinen Gehölz, welches das herrschaftliche Haus vor dem Geräusch der hämmernden Cyklopen bewahrte. Die Dunkelheit

hatte sich gänzlich über das Thal gesenkt, das Geräusch der Eisenhämmer verstummte, und die Arbeiter schritten, von ihren Frauen und Kindern begleitet, singend über die Wiese.

Mariane folgte mit schwermüthigem Blick diesen fröhlichen Gruppen, die bald in der Dunkelheit verschwanden; sie hörte nur noch das verhallende Echo ihrer Stimmen. In Träumen verloren, glaubte Mariane plötzlich, zwei Schatten sich nach dem Hause wenden zu sehen. Sie verbarg sich schnell in das Gehölz und durcheilte leicht die Baumgänge. Nichts war hier verändert; sie fand die hölzerne Bank unter der Fliederlaube wieder, wo sie so oft mit Noëmi im traulichen Gespräche gesessen. Ohne selbst daran zu denken, stand sie plötzlich dem Schlosse gegenüber.

Das Fenster ihres Stübchens war wie sonst von Epheu und Weinlaub umrankt, an dem üppigen Blätterwerk, welches sich wie eine Laube zusammenbog, errieth man, daß dies Fenster seit lange nicht geöffnet war. Sie wollte einige Schritte vorwärts thun, doch ihre Kniee wankten plötzlich, sie mußte sich an eine Eiche lehnen.

Der Abend war mild und angenehm; Noëmi saß auf einer grünen Bank vor dem Schlosse, ein kleines Mädchen auf dem Schooß, das sie sanft auf den Knieen wiegte; doch das Kind wollte nicht schlafen und spielte lächelnd mit den schönen Locken seiner Mutter. Noëmi betrachtete die Kleine mit un-

endlicher Liebe, und schloß ihre Augen mit Küssen; schon wollte Mariane zu ihrer Schwester eilen, als diese aufstand und, mit dem Kinde an der Hand, den Herren von Belnave und Valtone entgegenging, die so eben vom Eisenhammer zurückkamen. Valtone küßte liebevoll seine Frau, nahm das Töchterchen auf den Arm und trug sie zu ihrer großen Freude bis zum Schlosse. Noëmi folgte langsam, auf Belnave's Arm gelehnt; ihre Worte drangen nicht bis zu Marianen, sie hörte nur das fröhliche Jauchzen des Kindes, das mit dem Vater auf dem grünen Rasenplatz spielte und lachend vor ihm flüchtete. Das kleine Mädchen lief ins Gehölz und eilte blitzschnell vor Marianen vorbei, die es ergreifen und mit Küssen bedecken wollte, als Valtone's Erscheinen sie nöthigte, sich noch mehr hinter die Hecken zu verbergen.

Als sie sich hervor wagte, war Niemand mehr zu sehen. Sie folgte lange mit den Augen den Lichtern, welche die Zimmer erleuchteten und hinter den geschlossenen Jalousien hervorstrahlten. Belnave's Fenster allein war noch offen; er stand auf den Balkon gelehnt, den Kopf in die Hand gestützt. Nach einer Weile tönte ein tiefer, trauriger Seufzer wie ein Klageton durch das Schweigen der Nacht, das Fenster schloß sich und alles war still wie zuvor.

Als die Lichter nach und nach erloschen waren, setzte sich Mariane auf eine Stufe der Steintreppe

vor dem Schlosse; dort hatte man sich Abends oft vereint und einige Stunden angenehm verplaudert. Sie heftete einen trüben Blick auf die Thür, welche sich sonst mit Freuden vor ihr geöffnet hatte.

Nachdem sie wie ein ruheloser Geist lange um das Schloß geirrt, wählte sie einen schmalen Fußsteig, der zum Flusse führte. Beim Anblick eines kleinen Hügels erinnerte sie sich, daß sie dort oft stundenlang gesessen, und sich mit Verzweiflung gefragt, ob ihr Leben immer so still und gleichförmig wie dieser Bach dahinfließen solle?

Bei jedem Schritt erwachten neue Erinnerungen; überall waren es verkannte Freuden, die sie der Undankbarkeit anklagten. Bei einem Bosquet von Weiden und Buchen, das sich wie ein grünes Eiland mitten in der Wiese erhob, erinnerte sie sich, dort eines Tages auf dem Rasen gesessen zu haben; schon damals quälten sie unruhige Wünsche, eine glühende, namenlose Sehnsucht. Denn nach den ersten glühenden Ergießungen der Leidenschaft, hatte Belnave's Liebe einen ruhigern, gleichmäßigern Charakter angenommen. Er bewachte die Arbeiter auf dem Felde; als er Marianen bemerkte, hatte er sich zu ihr ins Gras gesetzt, die Hand seiner Frau ergriffen und ihr die freundlichsten, liebevollsten Worte gesagt; doch der gemäßigte Ausdruck dieser Zärtlichkeit genügte schon Marianen nicht mehr, sie hörte zerstreut auf Worte, die nicht zu ihrem Herzen drangen. Später war

sie zu demselben Orte geeilt, um in der Einsamkeit ein Schreiben George's zu lesen. Es war einer jener glühenden Briefe, in denen George mit der Leidenschaft spielte und sich selbst zu täuschen suchte. Mit welcher Wonne hatte sie diese Liebesworte gelesen! mit welchem Vertrauen seinen Schwüren geglaubt!

In tiefe Träumerei verloren, ging sie langsam weiter; der Fluß rollte hier über ein Lager von Schlamm und Kieseln, und verlor seine frühere Klarheit, indem er sich mit einem andern Flusse vermischte.

«O geliebter Fluß,» rief sie schwermüthig, «uns traf ein gleiches Loos! Indem wir uns von unserer Heimath entfernten, wurde die Reinheit unserer Gewässer getrübt.»

Sie kam bei einem Hause vorüber, das unter einem Bosquet von Eichen und Buchen kokett hervorschimmerte; Mariane gestand sich, daß ein solches Asyl einem genügsamen Herzen hinreichend wäre. Früher schien ihr die Welt zu klein, und jetzt war sie mit der bescheidensten Hütte zufrieden.

In die sanften, wehmüthigen Erinnerungen mischte sich bitter das Andenken an Henry, der sich stets gleich einem rächenden Geist drohend vor ihr erhob.

Die Sterne erbleichten, das Krähen des Hahnes verkündete schon den Tag; sie ging langsam nach der Meierei zurück, wo alles noch im friedlichen Schlum-

mer lag. Leise schlich sie zu ihrem Lager und schlief, von den Bewegungen des Tages erschöpft, fest ein. In ihren Träumen sah sie ihre Schwester, Valtone und ihren Gatten, die ihr freundlich die Hand boten, um sie nach Blanfort zu führen. Auf Belnave's Arm gestützt, ging sie dem Schlosse zu, das sich gastlich vor ihr öffnete. Die Landleute erkannten und grüßten sie freudig; ihr Herz klopfte vor Freude, sie hörte das Geräusch der Hämmer, vor dem Schlosse begrüßten sie die Diener freundlich, die kleine blondgelockte Marie breitete ihr gleich einem Friedensengel die Arme entgegen. Sie ging freudetrunken weiter und stieg die Stufen der Steintreppe hinauf; doch, als sie die Schwelle der Thür überschreiten wollte, vermochte sie es nicht, eine unsichtbare Macht hielt sie zurück. Vergebens winkten ihr alle Lieben, einzutreten; ihre Füße blieben an den Boden gefesselt.

XIV.

Frau von Belnave wurde durch den Lärm in der Meierei erweckt; ein munterer Schwarm junger Bursche und Mädchen aus der umliegenden Gegend erfüllte den Hof. Die Landmädchen hielten Blumensträuße in den Händen; man hörte das Läuten der Festglocken und den Ton ländlicher Musik. Die Sonne strahlte freundlich am blauen, wolkenlosen Himmel.

Mariane hatte seit ihrer Abwesenheit die Festlichkeiten in ihrer Familie so vergessen, daß sie noch nicht wußte, welche Feierlichkeit man beging, als sie sich endlich besann, daß heute der Geburtstag ihrer Schwester sey.

In einer Fensterbrüstung verborgen, sah sie dem ländlichen Zuge nach, der sich mit Musik dem Dorfe zuwendete. Sie und Mariette blieben allein in der Meierei bei der Kranken zurück. Mariane wollte sich gegen Abend nach dem Schlosse wagen, um dort vielleicht Noëmi zu sehen.

Während Frau von Belnave genöthigt war, sich an Orten zu verbergen, wo sie früher als Gebieterin geherrscht hatte, brach in Blanfort der lauteste Jubel los. An den Ufern der Creuse waren Zelte errichtet, wo gegessen, getrunken und getanzt wurde. Von Belnave, ihrem Manne und ihrem Kinde begleitet, mischte sich Noëmi unter die fröhliche Menge, empfing die Glückwünsche und Sträuße der Bauermädchen, küßte die Einen, drückte den Andern die Hand und wendete Jedem ein freundliches Wort zu. Dennoch schien sie die allgemeine Fröhlichkeit nicht recht zu theilen, und heftete oft einen traurigen, theilnehmenden Blick auf Herrn von Belnave.

Gegen Abend nahte sich Madame Valtone einem Kreise junger Bauermädchen und sprach lange mit der blonden Denise von ihrer nahen Verheirathung mit Leonard; dann sich an ein junges Mädchen wen-

dend, deren frisches Gesichtchen gleich einer Rose glühte, fragte sie, wie es ihrer kranken Mutter gehe. Es war gerade dasselbe junge Mädchen vom Meierhofe, wo Mariane gastliche Aufnahme gefunden.

«Ist denn die arme Kranke ganz allein geblieben?» fragte Noëmi besorgt.

Rose erwiederte, daß eine fremde Dame seit dem vorigen Abend in der Meierei sey und in Abwesenheit der Familie, nebst ihrer Kammerjungfer, die Pflege der Kranken übernommen habe.

«Eine fremde Dame?» rief Madame Valtone erstaunt.

«Ja, Madame!» fügte Rose hinzu: «Sie ist sehr schön, sieht aber recht leidend und traurig aus. Gestern ist sie gegen Abend nach Blanfort gegangen, und war um drei Uhr Morgens noch nicht zurück.»

Noëmi zog das Mädchen bei Seite. «Aber der Name dieser Fremden? Weißt Du nicht, wie sie heißt?» fragte sie hastig.

«Nein, Madame! Alles, was ich sagen kann, ist, daß ihre Kammerjungfer Mariette heißt.»

Noëmi erblaßte und wäre bald umgesunken; doch bald faßte sie sich und flog nach dem Pachthofe. Um den Weg zu verkürzen, durchschritt sie das kleine Gehölz. Belnave saß düster und schweigend in der Fliederlaube; sie eilte rasch vorüber, ohne von ihm bemerkt zu werden; ihre Füße berührten kaum den

Rasen. Als sie am andern Ufer war, mußte sie einen Augenblick anhalten, ihr Herz klopfte zum Zerspringen; dann setzte sie ihren Weg wieder fort und kam athemlos in der Meierei an. Die erste Person, der sie begegnete, war Mariette.

«Meine Schwester! Wo ist meine Schwester?»

Mariane hatte eben die Meierei verlassen, um nach dem Dorfe zu gehen.

«Meine Schwester ist also hier!» rief Noëmi, sich in Mariettens Arme werfend; dann eilte sie schnell nach Blanfort zurück. Sie wählte einen andern Weg, in der Hoffnung, Marianen zu begegnen; doch ihr Blick suchte sie überall vergebens. Oft hielt sie an, um zu horchen; dann eilte sie wieder unaufhaltsam vorwärts. Als sie eben in das Gehölz treten wollte, kam ihr Belnave mit bleichen, verstörten Zügen entgegen.

«Was ist geschehen?» fragte sie fast tonlos.

«Ihre Schwester ist da!» sagte er, schnell hinwegeilend.

Madame Valtone stürzte vorwärts; da lag Mariane ohne Bewußtseyn auf dem Rasen. Noëmi warf sich neben ihr nieder und rief: «Meine Schwester! Meine geliebte Schwester!» Sie erhob ihr Haupt und bedeckte ihr bleiches Antlitz mit Küssen und Thränen; doch Mariane antwortete nicht, ihre Augen waren geschlossen, der Körper kalt und leblos.

«Mariane! Geliebte Mariane! Theure Schwester!» rief Noëmi verzweifelnd.

Frau von Belnave öffnete die Augen, um sie sogleich wieder zu schließen. «Laß mich sterben!» sagte sie mit erloschener Stimme: «er hat mich mit seinem Blick getödtet!»

«Nein, Du lebst, Du wirst leben!» jubelte Noëmi, mit Entzücken aufspringend und nach dem Schlosse eilend. Gleich darauf kehrte sie mit Susette, ihrer Kammerjungfer, zurück; Beide nahmen die Unglückliche, welche kein Lebenszeichen von sich gab, in ihre Arme und trugen sie nach ihrem Zimmer, das Niemand während ihrer Abwesenheit geöffnet hatte.

In einem Augenblick war alles zu ihrer Aufnahme bereit, man erneuerte die Luft, ein helles Feuer im Kamin verbreitete bald eine wohlthätige Wärme, und das weiße Bett öffnete sich, um die sterbende Mariane zu empfangen. Noëmi schickte sogleich nach Marietten; dann kniete sie am Bett ihrer Schwester nieder und flehte inbrünstig zu Gott, ihr die Geliebte zu erhalten und Frieden und Ruhe in ihr zerrissenes Herz zu gießen.

Frau von Belnave verfiel in ein hitziges Fieber, ihre Wangen färbten sich hochroth, die Augen glänzten, ihre Hände waren trocken und glühend.

Als Mariette den Platz am Bett ihrer Herrin eingenommen, eilte Noëmi zur Gesellschaft zu-

rück, damit Niemand ihre Abwesenheit bemerken sollte. Keiner ahnte, was im Schlosse vorging. Herr Valtone saß, mit seinem Kinde auf dem Schooß, unter einem Zelt und unterhielt sich mit den Arbeitern der Eisenhämmer. Es war spät, die Tänze hörten auf, und schon entfernte sich die Menge schäkernd und singend. Valtone ging hinauf nach seinem Zimmer, ohne die Abwesenheit seines Schwagers zu bemerken, der an einem solchen Tage gern die Einsamkeit suchte.

Nachdem Noëmi ihre Tochter zu Bette gebracht, schlich sie leise aus dem Zimmer und setzte sich vor die Thür, die Rückkehr ihres Schwagers zu erwarten. Die Stunden vergingen, Herr von Belnave erschien noch nicht, endlich bemerkte ihn Noëmi in der Ferne und ging ihm entgegen.

«Ich erwartete Sie, mein Bruder,» sagte sie freundlich.

«Noëmi,» antwortete Belnave ernst, «Sie wissen, daß Sie mir versprochen, nie von ihr zu reden.»

«Hören Sie mich, mein theurer Bruder!» sagte Noëmi sanft: «Habe ich seit unserer Rückkehr von Paris nicht alles versucht, um Ihnen so viel als möglich die verlorene Gattin zu ersetzen? Liebevolle, theilnehmende Sorgfalt, alles habe ich angewendet, Ihren Gram zu lindern, und fast meinen Gatten darüber vernachlässigt. Dieser, weit entfernt darüber erzürnt

zu seyn, bestärkte mich noch in meinem Unternehmen. Wenn es wahr ist, daß nie ein edleres Herz grausamer verwundet wurde, so müssen Sie auch gestehen, daß es Ihnen nicht an Trost und Theilnahme fehlte.»

«Sie waren für mich ein Engel der Güte, Noëmi, und sind das vollkommenste Wesen der Schöpfung.»

«O!» rief sie, «verzeihen Sie mir, so mit Ihnen zu reden, ich bin nur ein schwaches, demüthiges Geschöpf; aber wenn Sie mich Ihrer Freundschaft und Achtung werth halten, geben Sie mir den Lohn für meine Bemühungen: ich bitte für meine unglückliche Schwester.»

«Als sie mein Lebensglück vernichtete,» antwortete Belnave düster, «hat je eine Klage von mir ihre Freuden gestört? Da ich voraussetzte, daß sie vielleicht einst, von ihrer Verirrung zurückgekommen, eines Asyls nöthig haben würde, bot ich ihr Vieilleville als Zufluchtsort an. Finden Sie meine Rache grausam?»

«Sie haben sich edel und herrlich gerächt!» rief sie.

«Was fordern Sie noch?» fragte Herr von Belnave.

«Ich fordre nichts, ich bitte. Sie sollen ihr nicht den Titel wiedergeben, den sie nicht würdig ist zu tragen, ich heische auch nicht, daß Sie das Vergangene vergessen; nur seyen Sie gütig gegen sie, haben

Sie einige Rücksichten für die Schwester Ihrer Noëmi, bewilligen Sie ihr einige wohlwollende Blicke und Worte! Glauben Sie, mein Bruder, sie hat viel gelitten, ihr Herz ist gebrochen. Wir sollen Denen, die uns beleidigt haben, mild die Hand reichen, damit uns Gott einst auch verzeihe.»

Herr von Belnave drückte Noëmi ans Herz und sagte bewegt: «Möge Ihre Schwester in Blanfort willkommen seyn!»

«Dank, tausend Dank, geliebter Bruder!» rief sie freudig.

Die ganze Nacht brachte sie am Lager Marianens zu.

Gegen Morgen ließ das Fieber etwas nach, Frau von Belnave sank in einen festen Schlaf, ihr Athem war ruhig und gleichmäßig, und sie erwachte erst gegen Mittag. Als sie die schweren Augenlieder öffnete, bemerkte sie an ihrem Bett Noëmi und ein liebliches kleines Mädchen, das schweigend mit den Blumen spielte, welche die Mutter am Tage zuvor empfangen. Hinter Noëmi stand Herr von Belnave mit ernstem, wohlwollendem Gesicht. Valtone lehnte in einer Fensterbrüstung. Mariane glaubte zu träumen, und schloß die Augen; doch bald öffnete sie sie wieder und strich mit der Hand über die Stirn, um sich zu überzeugen, daß sie wache. Bei Belnave's Anblick erinnerte sie sich, was gestern im Gehölz vorgegangen war, stieß einen Schrei aus und

wollte den Kopf unter die Decke verbergen. Doch schon schlang Noëmi die Arme um sie, widmete ihr die zärtlichsten Liebkosungen, und Belnave sagte sanft: «Es giebt hier weder Schuldige, noch Richter; Sie sind bei Ihrer Schwester.»

«Und bei Ihrem Bruder,» fügte Valtone hinzu, sich ihr mit Rührung nähernd.

Mariane antwortete nur durch Thränen und Schluchzen.

Nach einigen Augenblicken entfernte sich Belnave, Valtone folgte ihm. Die beiden Schwestern blieben mit der kleinen Marie allein und überließen sich ungestört der Wonne des Wiedersehens.

Gegen Abend fühlte sich Mariane sehr gestärkt, und konnte das Bett verlassen, um das Abendessen im Familienkreise einzunehmen. Alle Diener des Hauses, von ihrer Rückkehr unterrichtet, drängten sich um sie und bezeigten die lebhafteste Freude, sie wieder zu sehen. Belnave führte sie selbst zu dem Platze, den sie früher bei Tische eingenommen. Nie hatte er ihr mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit bewiesen. Nach beendigter Mahlzeit ging man, den Eisenhammer zu besuchen; Mariane lehnte sich auf den Arm ihrer Schwester, Belnave ging Ihnen zur Seite, Valtone folgte mit dem Kinde. Man wechselte nur selten einige Worte, doch enthielten sie keine Anspielungen auf ihre jetzige Lage. Man unterhielt sich von verschiedenen Gegenständen, als wenn Mariane nie

von Blanfort entfernt gewesen wäre. Bei der Rückkehr blieb man lange auf der Terrasse vor dem Schlosse sitzen, um die Abendkühle zu genießen.

Ehe man sich zur Ruhe begab, wendete sich Mariane zu Belnave und sagte leise: «Morgen will ich reisen, doch bevor ich scheide....»

«Warum uns so schnell verlassen?» fragte Belnave mit sanftem Vorwurf: «Niemand beklagt sich hier über Ihre Gegenwart. Noëmi,» fügte er, zu Madame Valtone gewendet, hinzu, «Sie werden Ihre Schwester nicht so bald fortlassen; ich hoffe, sie wird unsern vereinten Bitten nachgeben.»

Er zog sich zurück, nachdem er Marianen freundlich gegrüßt hatte. Gewöhnlich küßte er Noëmi jeden Abend auf die Stirn, bevor er sie verließ; doch diesmal begnügte er sich, ihre Hand zu drücken, und Noëmi dankte ihm im Herzen innig für diesen Beweis seines Zartgefühls.

Die Schwestern trennten sich erst spät in der Nacht.

Den folgenden Morgen hatte sich die Nachricht von Marianens Ankunft verbreitet; ganz Blanfort eilte herbei, um sie zu sehen. Jeder wollte sie begrüßen und ihr Glück wünschen. Als sie mit ihrer Schwester hinab ins Dorf ging, strahlten alle Gesichter vor Freude. Kaum erkannte sie das arme Dörfchen wieder; statt der alten Hütten erhoben sich überall schöne weiße Häuser, mit rothen Ziegeln gedeckt;

Wohlstand sprach aus allen Umgebungen. Indem sie die Verschönerungen bemerkte, die in ihrer Abwesenheit vorgegangen waren, konnte sich Mariane nicht verhindern mit Bitterkeit an ihre unnütz verträumten Stunden zu denken, die sie nur egoistisch der Leidenschaft geopfert hatte.

Belnave, anstatt ihre Abwesenheit unthätig zu beseufzen, hatte, mit Valtone vereint, die wohlthätigsten Verbesserungen angelegt, viele Arme nützlich beschäftigt und dadurch das Glück seiner Nebenmenschen befördert; das Gelingen hatte ihr edles Unternehmen gekrönt. Noëmi trug das Ihrige dazu bei, und erntete die Segenswünsche eines ganzen Dorfes, von dem sie gleich einer Heiligen verehrt wurde.

Die Tage vergingen, ohne daß man an Marianens Abreise dachte. Vergebens wollte sie sich dem Zauber entreißen, der sie an Blanfort fesselte, um in ihre Verbannung zurückzukehren. Noëmi war so zärtlich, Valtone so brüderlich, Belnave wußte sie so zart und schonend zu behandeln, daß sie fortwährend den Tag ihrer Abreise verschob.

Ihr krankes, leidendes Gemüth erholte sich in dieser friedlichen Umgebung, sie fühlte in diesem häuslichen Kreise einen Reiz, den sie früher nie gekannt, noch geahnt hatte. Belnave und Valtone waren stets nützlich beschäftigt, Noëmi führte den ganzen Haushalt und wußte auf die bezauberndste Art Milde mit Strenge zu vereinigen; dennoch liebte sie Jeder,

und sie war stolzer auf die Ordnung ihres Hauses, als auf die Reize, mit denen die Natur sie geschmückt hatte.

Gegen Abend formte man einen traulichen Kreis um den Kamin, in dem ein helles Feuer brannte; Belnave las etwas vor, während die Frauen mit Stickerei beschäftigt waren, oder Valtone erzählte seinem Töchterchen ein Feenmährchen, wonach sie sanft in den Armen ihrer Mutter einschlummerte. Unter allerlei angenehmen Gesprächen gingen die Stunden rasch vorüber, man trennte sich spät, nachdem man sich freundlich die Hand gedrückt hatte.

So senkte sich nach und nach etwas Ruhe in Marianens Brust; Henry's Bild erschien ihr zwar noch immer, doch nicht so drohend und schrecklich als sonst. Als sie Vieilleville verließ, hatte sie strenge anbefohlen, ihr alle an sie adressirten Briefe nach Blanfort zu senden. Einige Tage nach ihrer Abreise erschien auch wirklich ein Bauer von Vieilleville mit einem Briefe, der sie über Henry's Geschick etwas beruhigte. Es waren nur einige Linien; George meldete ihr flüchtig, daß der junge Mann sein Unglück standhaft zu ertragen scheine und ziemlich ruhig sey.

Mariane verbrannte schnell dies Schreiben; obgleich sie ihrer Schwester alles vertraut, was sie gelitten, wagte sie ihr doch nicht zu gestehen, was sie selbst für Unheil angerichtet habe.

An einem milden, heitern Abend saß Frau von Belnave mit ihrer Schwester im Garten, und während der Wind sein Spiel mit den dürren Blättern trieb, erzählte sie Noëmi die Geschichte ihrer Verbindung mit George; es war eine traurige Erzählung, von häufigen Thränen unterbrochen. Als sie geendigt, schlang Noëmi die Arme um sie und hielt sie lange fest und innig umarmt. Mariane wand sich voll Scham aus dieser zärtlichen Umschlingung, denn sie hatte nicht alles gebeichtet, und sagte sich, daß Henry keine Schwester habe, die ihn trösten und mit ihm weinen könne.

Nach einem langen Stillschweigen bat Mariane ihre Schwester um einen Bericht von allem, was in ihrer Abwesenheit geschehen sey.

«Was soll ich Dir sagen, theure Mariane!» rief Madame Valtone lächelnd: «Ich habe Dir nichts zu erzählen, da in meinem Leben sich alle Tage gleichen. Ich folgte genau der Bahn, die mir die Pflicht vorzeichnete; ich habe geduldet und gearbeitet. Nichts fehlte zu meinem Glücke, als Deine Gegenwart. Was soll ich weiter hinzufügen, theure Schwester? Arbeit und Thätigkeit haben mich vor gefährlichen Träumereien bewahrt; Gott hat mich nicht verlassen, er hat meinen Geist aufgeklärt und meine Kräfte gestärkt. Mein Streben nach Vervollkommnung fand seine Belohnung. Wenn Du mich glücklich und ruhig siehst, so glaube nicht, daß ich diese Heiterkeit ohne

Kampf errungen; auch ich war, gleich Dir, oft mit meinem Loose unzufrieden, das die Erwartungen meiner jugendlichen Einbildungskraft nicht ganz erfüllte; ich hatte, gleich Dir, ein Ideal verfolgt, und konnte mich an die Prosa des häuslichen gewöhnlichen Lebens nicht recht gewöhnen. Oft schloß ich weinend die Fensterladen, um die silbernen Strahlen des Mondes nicht zu sehen und die schmelzenden Klagen der Nachtigall nicht zu hören. Dennoch kämpfte ich muthig gegen diese gefährliche Schwärmerei, meine Pflicht erschien mir täglich leichter, ich gewann sie zuletzt lieb. Glaube mir, es kommt ein Alter, wo eine Frau sich nur durch geheiligte Bande, im Kreise ihrer Pflicht glücklich fühlen kann. Die schwärmerische Leidenschaft gehört für die Jugend, in reifern Jahren sehnt man sich unwillkührlich nach Ruhe. Wo soll man sie anders finden, als im Kreise seiner Familie? Du, theures Kind, hast einen andern Weg eingeschlagen, Du wolltest der Liebe alles verdanken. Wir haben Dich vielleicht unglücklich gemacht, indem wir Dich, gleich einem geliebten Kinde, verzogen und allen Deinen Wünschen zuvorkamen; doch geschah es, weiß Gott! aus einer unendlichen Liebe.»

Mariane drückte ihrer Schwester innig die Hand und senkte traurig und nachdenkend das Haupt.

Indessen verfloß die Zeit, und Mariane reiste nicht. Obgleich sie nicht daran dachte, ihren früheren Platz wieder einzunehmen, wurde sie doch immer von

irgend einem neuen Plane in Blanfort zurückgehalten. Belnave hatte zwar nichts in seinem Benehmen geändert, doch manchmal entschlüpfte ihm unwillkührlich ein vertraulicher Ausdruck, der Marianen zittern machte.

Eines Abends kamen alle Viere von einem weiten Spaziergange zurück, Mariane, vom angestrengten Gehen ermüdet, hielt plötzlich bleich und zitternd an; Noëmi's Arm konnte sie nicht mehr unterstützen. Herr von Belnave nahte sich rasch und fragte unwillkührlich: «Warum nimmst Du nicht meinen Arm?» Bei diesen Worten zitterte Mariane heftig; Belnave schwieg verwirrt, doch konnte er das Gesagte nicht zurückrufen. Er bot seiner Frau schweigend den Arm, sie nahm ihn hocherröthend an, und Beide kehrten, ohne ein Wort zu wechseln, nach dem Schlosse zurück.

Die Zeit verging unbemerkt. Schon breitete der Winter sein Schneegewand über Berge und Thäler, die Bäume standen kahl und entlaubt, Reif hing an den Aesten, der Decemberwind schüttelte rauh die dürren Zweige. Ueber Henry's Geschick beruhigt, lebte Mariane friedlich und sorglos dahin; Blanforts Umgebung that ihr so wohl. Auch Herr von Belnave fühlte sich durch ihre Gegenwart unwillkührlich aufgeheitert.

Eines Tages, als sie zu Noëmi von ihrer nahen Abreise sprach, und diese sie vergebens zurückzu-

halten strebte, unterbrach Belnave seine Lektüre und bemerkte, daß die Wege jetzt sehr schlecht wären, und es vernünftiger sey, das Frühjahr abzuwarten. Noëmi beobachtete Beide forschend und suchte aus dieser Aeußerung einen günstigen Schluß für die Zukunft zu ziehen.

Mariane vergaß ihre Lage und sich selbst. Sie hatte von Paris einen zweiten Brief erhalten, der sie über Henry beruhigte. George bestand darauf, zu glauben, daß sein Schmerz nicht unheilbar sey; er war ruhig und gelassen, sprach mit Resignation von der Vergangenheit, und wollte nächstens eine Reise machen. Indessen hatte er, trotz seines veränderten Glückszustandes, nicht sein ärmliches Stübchen verlassen, und durchaus verweigert eine Wohnung zu nehmen, die mehr zu seiner jetzigen Lage paßte. Dieser Umstand allein beunruhigte Marianen, doch dachte sie, wie George, daß sie wohl gethan habe, zu reisen, und daß Henry es ihr einst danken würde. Soll man es gestehen? Sie glaubte jetzt so wenig an einen ewigen Schmerz, als an eine ewige Liebe, und meinte, Henry werde gewiß in Kurzem von seinem Gram geheilt werden.

Von diesen tröstenden Hoffnungen und der Liebe ihrer Schwester eingewiegt, ruhte Mariane in dem friedlichen Kreise ihrer Lieben von den erlebten Stürmen aus; ein Donnerschlag sollte sie aus dieser Sicherheit wecken.

XV.

An einem kalten Januarmorgen war die Familie im Speisezimmer vereinigt, dessen Glasthüre auf die Terrasse ging. Der Schnee fiel draußen in dichten Flocken, die Flamme glänzte im Kamin. Man verlängerte absichtlich das Frühstück, schlürfte behaglich eine Tasse Kaffee, plauderte und überließ sich ganz dem egoistischen Wohlseyn, das man an einem kalten Wintertage in einem warmen Zimmer empfindet.

Plötzlich ertönten schwere Schritte von außen; die Thür öffnete sich und ein Mann, ganz weiß wie die Statüe des Komthurs, trat langsam ein. Es war ein Bauer von Vieilleville. Nachdem er die Anwesenden gegrüßt, zog er einen Brief aus der Westentasche, den er Frau von Belnave übergab. Das Siegel war schwarz. Mariane öffnete ihn erbleichend. Jeder hatte sich aus Bescheidenheit in einen andern Theil des Zimmers zurückgezogen. Als man sie nach einigen Augenblicken mit dem Blicke suchte, war sie nicht mehr da. Niemand beunruhigte sich darüber, nachdem man eine Weile mit dem Boten über Vieilleville gesprochen, ging Jeder an seine Beschäftigungen.

Madame Valtone ging nach dem Zimmer ihrer Schwester und fand sie dort nicht, dies fiel ihr eben nicht auf, da Mariane gewöhnlich den größten Theil

des Tages bei ihrer Schwester zubrachte. Noëmi ging also nach ihrer Stube, und fand dort die kleine Marie allein mit ihrer Wärterin. Auf ihr Befragen antwortete diese, daß sie Frau von Belnave nicht gesehen und nichts von ihr wisse. Ernstlich beunruhigt, durchsuchte Madame Valtone das ganze Schloß, befragte alle Domestiken, doch Niemand konnte Nachricht von Marianen geben. Es war kaum zu glauben, daß sie bei so unangenehmem Wetter das Haus verlassen habe, überdies waren ihr Mantel, Hut und Handschuhe in ihrem Zimmer; dennoch entschied sich Noëmi, sie draußen aufzusuchen. Indem sie die Thür nach dem Bosquet öffnete, bemerkte sie Marianens Fußtapfen im Schnee. Sie durchlief ängstlich die verödeten Alleen, Mariane war nirgends zu entdecken. Noëmi rief sie mit lauter Stimme, keine Antwort! Eine schreckliche Ahnung preßte ihr Herz.

Dennoch konnte Frau von Belnave nur dort seyn, man bemerkte deutlich überall ihre Fußtapfen. Noëmi suchte ängstlich weiter: da erblickte sie in einem Dornengebüsch ihre Schwester starr und unbeweglich auf den Knieen liegen, der Schnee fiel auf ihr unbedecktes Haupt, Dornen hatten ihre Wangen blutig geritzt, ihr Blick war stier, die Lippen bleich und fest geschlossen.

Noëmi stürzte auf sie zu, umschlang sie mit ihren Armen und fragte, was geschehen sey? Ma=

riane rührte sich nicht, sie war kalt wie Marmor, ihre Finger hielten krampfhaft den empfangenen Brief. Da sie von ihrer Schwester keine Auskunft, nicht einmal einen Blick erhalten konnte, ergriff Madame Valtone den Brief und las; er enthielt nur wenige, in Eile geschriebene Zeilen:

«Da ich von dem Leben Abschied nehme, will «ich Ihnen ein letztes Lebewohl sagen. Klagen Sie «sich meines Todes wegen nicht an, und machen Sie «sich keine Vorwürfe darüber. Was soll ich noch vom «Leben erwarten? Soll ich ein junges liebendes Herz «brechen, wie Sie das meinige gebrochen haben? «Nein, es ist besser zu sterben! Ich scheide mit der «Hoffnung, daß getrennte Liebe in einer bessern Welt «wieder vereinigt werde. Dort oben will ich Ihrer «warten. Leb' denn wohl, Du, die ich so unaussprechlich liebe! Meine Hand ist erhoben, diesmal «wirst Du nicht kommen, mich zu entwaffnen.»

«Henry.»

Noëmi begriff alles. Sie hob ihre Schwester auf und führte sie langsam ins Schloß zurück.

Mariane, aus ihrer Erstarrung erwacht, war den Tag über ruhig; sie vergoß keine Thräne, sprach kein Wort, doch bat sie ihre Schwester, sie allein zu lassen. In der folgenden Nacht ging sie nicht zu Bett; Madame Valtone, einen verzweifelnden Entschluß

fürchtend, wachte mit ihr bis zum Morgen. Mehrmals wollte sie Marianen ans Herz drücken, doch diese wandte sich finster ab.

Den folgenden Morgen war die Familie wie gewöhnlich zum Frühstück vereinigt; Mariane allein fehlte. Belnave erkundigte sich theilnehmend nach ihr und fragte Noëmi, ob man ihre Schwester heute nicht sehen werde?

«Ihr werdet sie bald sehen,» antwortete sie traurig, mit Thränen im Auge.

Als Belnave erstaunt eben eine Frage thun wollte, fuhr ein Wagen vor, die Thür öffnete sich und Mariane trat in Reisekleidern ein.

«Mein Gott! bin ich es, der Sie forttreibt?» rief Herr von Belnave, erschrocken zu ihr eilend.

«Was bedeutet das? Warum diese Abreise, da Jeder hier Sie liebt?» fragte Valtone lebhaft.

«Ach! unglückliche, geliebte Schwester!» rief Noëmi weinend.

«Verzeihung!» sagte Mariane, sich zu Herrn von Belnave wendend, «schon zu lange mißbrauchte ich Ihre großmüthige Gastfreundschaft. Ich reise, tief durchdrungen von allem, was Sie für mich gethan haben. Mir bleibt nichts als der Wunsch, versöhnt von Ihnen zu scheiden.»

«Komm an mein Herz!» rief Belnave, die Arme öffnend.

Sie sank an seine Brust, riß sich gewaltsam aus seiner Umschlingung und sagte, Valtone die Hand reichend: «Sie sind ein liebevoller Bruder für mich gewesen!»

«Aber warum reisen Sie denn?» rief er außer sich.

«Und Du, meine Schwester, Du!» sagte Mariane, weinend in Noëmi's Arme sinkend.

«Wohin gehst Du?» fragte Noëmi mit erstickter Stimme.

«Ich weiß es nicht; die Welt ist groß!»

Die Nachricht von ihrer Abreise hatte sich schnell im Schlosse verbreitet; alle Diener eilten herbei, ihr Lebewohl zu sagen. Sie wollte Marietten in Blanfort lassen, doch diese wollte sich nicht von ihrer Herrin trennen. Als Mariane in den Wagen steigen wollte, hörte man nichts als unterbrochene Worte und Schluchzen: «Meine Schwester! — Mariane! — Unsere gute Gebieterin!» — Die kleine Marie klammerte sich an ihr Kleid und wollte sie nicht fortlassen. Mariane entriß sich gewaltsam allen Armen, die sie zurückhielten, warf sich in den Wagen und winkte ihnen mit der Hand einen letzten Scheidegruß zu.

Der Himmel war finster, die Flur verödet, Rabenschwärme senkten sich krächzend auf die kahlen Felder herab. Die Creuse war aus ihrem Bett getreten und überschwemmte die Ufer. Alles bot ein Bild der Traurigkeit und Verödung.

Als der Wagen die Spitze des Hügels erreicht hatte, ließ ihn Mariane anhalten und bog sich hinaus, um einen letzten Blick auf das freundliche Dörfchen zu werfen. Die Sonne durchbrach den dichten Wolkenschleier und goß ihr bleiches Licht auf Blanfort. Mariane betrachtete einige Augenblicke den rauchenden Schornstein des gastlichen Schlosses, dann, den Weg zur Verbannung und ewigen Einsamkeit fortsetzend, sagte sie mit einem tiefen, schweren Seufzer: «Dort war das Glück! Ich erkenne es erst, nachdem ich es für immer verloren habe!»

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sandeau, Jules,

Mariane Roman in zwei Bänden

Bd.: 2

Nürnberg (1839)

P.o.gall. 1990 w-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10309736-1